

Inhalt

Wir haben genug!
von Dr. Claudia Jahnel 3

Die Liturgie der Fülle – Der Mythos des Mangels
von Prof. Walter Brueggemann 5

Das Geheimnis der Fülle ist das Teilen
von Prof. Dr. Wolfgang Stegemann 12

Neu von der Fülle sprechen lernen
von Dr. Ina Praetorius 17

Nahrung als Menschenrecht
von Dr. Stefan Heuser 20

Wie kommt der Hunger in die Welt?
von Dr. Jürgen Bergmann 28

Essgemeinschaften
von Sidney W. Mintz 33

„... ein spirituelles Problem“
von Waldemar Pisarski 41

Zwei Arten des Teilens
von Oliver Engelen 45

Unter dem Baum
von Thomas und Maria Kidzombe 49

Der mühsame Kampf
von Ángel María Ibarra Turcios 52

Wir haben genug!

von Dr. Claudia Jahnel

Experten sind sich einig: Bei bedarfsgerechter Verteilung müsste derzeit kein Mensch wegen Nahrungsmittelknappheit an Hunger leiden. Die weltweit produzierten Nahrungsmittel würden ausreichen, um 12 Milliarden Menschen täglich zu versorgen. Wenn dennoch fast eine Milliarde Menschen hungert, viele von ihnen sogar verhungern, dann liegt das nicht daran, dass nicht genug für alle da wäre, sondern an einem „Mangel an Teilhabe“!

Der ehemalige UN-Sonderberichterstatter für das Recht auf Nahrung, Jean Ziegler, spricht daher von einem „Massaker an Millionen Menschen durch Unterernährung“: „Wer an Hunger stirbt, stirbt als Opfer eines Mordes“² Hunger ist kein Schicksal. Hunger ist vielmehr die Folge einer Wirtschaftslogik der Knappheit: „Der Preis einer Ware hängt von ihrer Knappheit ab. Je knapper ein Gut ist, desto höher ist sein Preis. Die Fülle und die Kostenlosigkeit sind der Albtraum der Kosmokraten ... Nur Knappheit garantiert den Profit.“³

„Wir haben genug!“ – die Kampagne von Mission EineWelt

Das Thema der Mission-EineWelt-Kampagne für 2009 und 2010 „Wir haben genug“ ist Ausdruck unseres Protests gegen diesen Mythos des Mangels. Dass Menschen nicht satt werden, ist ein Skandal! Wir schließen uns mit unserem Protest dem Diktum des Schriftstellers Victor Hugo an: „Ihr wollt Beistand für die Armen, ich will die Abschaffung des Elends“ – mit der Einschränkung, dass ein recht verstandener Beistand genau auf diese Abschaffung des Elends hinwirkt. So wie auch Mission nicht Reklame für eine bestimmte Religion, Kirche oder Weltanschauung ist. Mission ist Leben in der Sendung Jesu, der Hungernden gab, damit sie satt wurden.

Was macht Mission EineWelt?

Mission EineWelt unterstützt Initiativen und Projekte in unseren Partnerkirchen in Afrika, Asien und Lateinamerika, die sich für die Verwirklichung des Menschenrechts auf Nahrung und für Verteilungsgerechtigkeit einsetzen. Wir fördern Projekte in der ländlichen Entwicklung wie das in der vorliegenden Broschüre geschilderte Programm „Under the Tree“ in Liberia, Wasserversorgungsprojekte in Papua-Neuguinea in Zusammenarbeit mit dem Lutherischen Entwicklungsdienst in Genf oder – wie im Beitrag von Oliver Engelen angesprochen – Projekte von Amity in China. In Zentralamerika und Brasilien unterstützen wir Kleinbäuerinnen und Kleinbauern bei der Umstellung auf ökologische Landwirtschaft, und bei der verbesserten Verarbeitung und Vermarktung dieser ökologisch produzierten Lebensmittel. Einen Eindruck davon vermittelt der Beitrag von Ángel María Ibarra Turcios.

¹ Hahlbrock, Klaus, Kann unsere Erde die Menschen noch ernähren? Bevölkerungsexplosion – Umwelt – Gentechnik, Frankfurt a. M. 2007, 244.

² Ziegler, Jean, Das Imperium der Schande. Der Kampf gegen Armut und Unterdrückung, München, 2. Aufl. 2008, 119f.

³ Ziegler (2008), 44.

Die Jahresthema-Broschüre

Viele der im vorliegenden Themenheft abgedruckten Beiträge unterstreichen aus unterschiedlichen Perspektiven die Meinung, dass es in unserer Welt genug für alle gibt! Walter Brueggemann zeigt, wie für die Bibel von Anfang an fest steht, dass Gott dem Menschen nicht nur das Leben gibt, sondern auch den Lebensraum und die Nahrung, die er zur Erhaltung des Lebens braucht. Auch die Bibel kennt jedoch bereits den Mythos des Mangels, der wirtschaftliches Denken heute so dominiert.

Dieser Mythos ist nicht zu verwechseln mit der ebenfalls in der biblischen Tradition bereits vorhandenen Einsicht, dass alle Güter gleichwohl in einer nur begrenzten, endlichen Menge zur Verfügung stehen. Das wird im Beitrag von Wolfgang Stegemann deutlich. Seine Interpretation des Gleichnisses vom reichen Kornbauern führt zu der auch heute zentralen Frage, wie denn der Reiche angesichts von Armut und Hunger gut und richtig leben kann und soll.

Auch die Ethikerin Ina Praetorius fordert dazu auf, neu von der Fülle zu sprechen und damit zugleich dem Primat der Wirtschaftslogik entgegenzutreten. Ihr Plädoyer für eine Frömmigkeit, die der Fülle vertraut, führt einen wichtigen Aspekt vor Augen, wenn es um das Teilen der Fülle geht: Die bloße Aufforderung zum Teilen zeigt wenig Erfolg, denn die Gewohnheit ist meist stärker als die Vernunft. Teilen baut eher auf einem eingeübten und angewöhnten Habitus und einer Spiritualität der Großzügigkeit auf. Nicht Appelle erzeugen diese Haltung, sondern Vorbilder, die uns vorleben, dass das Leben reicher wird, gerade wenn wir teilen und dabei auch auf manches verzichten. Diese Spiritualität ist das Gegenteil von dem, was Waldemar Pisarski in seinem Beitrag eine „verhärmte Spiritualität“ nennt, die sich auf „Mangel und Defizit und Kargheit“ konzentriert.

Sidney Mintz geht auf ein Thema ein, das mit den habituellen Aspekten von Nahrung und Essen verwandt ist: den Zusammenhang zwischen Nahrung und kultureller und nationaler Identität. Nahrung und das menschliche Speiseverhalten sind mehr als die Aufnahme der täglich benötigten Kalorienmenge. Essen ist ein sozialer Grundakt und die Regeln beim Essen repräsentieren die gesellschaftlichen Ordnungen. Anders formuliert: Der Mensch ist, was er isst. Gerade das aber macht es einerseits schwer, das eigene Konsumverhalten zu verändern; andererseits zeigt sich gerade bei Speisen, ihrer Zubereitung und dem Prozess des Essens ein Potential an kultureller Widerständigkeit.

„Gesundheit, Ökologie und Genießen lassen sich in Einklang bringen“, heißt es in einer jüngst veröffentlichten Ausgabe von ZEIT-Wissen. Nahrung, Ernährung und Mangelernährung sind auch bei uns zentrale Seiten und Kongresse füllende Themen. Wir beschäftigen uns mit Nahrung, weil es zum Grundbedürfnis des Menschen gehört, etwas zu essen und satt zu werden. Vor diesem Hintergrund muss wohl kaum noch plausibel gemacht werden, dass und warum das Recht auf Nahrung ein Menschenrecht ist – oder doch? Der Beitrag von Stefan Heuser führt in die langjährige Debatte um Nahrung als Menschenrecht und die jüngste global-justice-Diskussion ein. Jürgen Bergmann zeigt, warum das Recht auf Nahrung heute – trotz

aller wissenschaftlichen Fortschritte und der grünen Revolution – besonders bedroht ist.

„Wir haben genug!“ Mit unserer Kampagne schließen wir uns kritischen Stimmen wie der von Ina Praetorius an: „Es wird Zeit, dass fromme Menschen es wieder laut und deutlich und v. a. öffentlich sagen: Am Anfang war die Fülle, und ohne sie können wir nichts tun.“

Ich wünsche Ihnen viel Spaß bei der Lektüre der Beiträge, die allesamt als Gegenvorschläge zur Rede von der Nahrungs- und Energieknappheit gelesen werden können.

Dr. Claudia Jahnel leitet das Referat Mission Interkulturell im Centrum Mission EineWelt

Die Liturgie der Fülle – der Mythos des Mangels

von Prof. Walter Brueggemann

Die meisten globalen Ressourcen fließen in die USA. Und wir als Amerikaner werden immer wohlhabender. Geld ist eine Art Betäubungsmittel für uns geworden. Wir nehmen unseren Wohlstand kaum wahr, ganz zu schweigen die Armut von so vielen anderen. Es ist der große Widerspruch, dass wir einerseits mehr und mehr Geld haben, andererseits aber unsere Freizügigkeit abnimmt – wir geben immer weniger öffentliche Mittel für die Bedürftigen und zeigen immer weniger Barmherzigkeit gegenüber unseren Nachbarn.

Robert Wuthnow, Religionssoziologe an der Universität in Princeton, hat untersucht, inwiefern in den Kirchen ein verantwortlicher Umgang mit den Ressourcen der Erde (stewardship) herrscht. Er stellt fest, dass Prediger im Allgemeinen einen solchen verantwortlichen Umgang mit den Ressourcen unterstützen. Sie forschen darüber, reflektieren ihn und halten ihn für gut. Aber das Volk will es nicht verstehen. Trotz bester Absichten haben wir unser Leben dem Konsumismus verschrieben. Wir haben eine Liebesaffäre mit dem „Mehr“ – und wir werden niemals genug davon haben.

Konsumismus ist nicht einfach eine Marketingstrategie. Er ist eine dämonische Kraft unter uns geworden, und die theologische Frage ist es, ob das Evangelium die Macht hat, unseren Widerstand dagegen zu unterstützen.

Die Bibel beginnt mit einer Liturgie der Fülle. Genesis 1 ist ein Lobpreis der göttlichen Großzügigkeit. Das Kapitel erzählt, wie gut die Welt geordnet ist, und wiederholt in einem fort: „Es ist gut, es ist gut, es ist gut, es ist sehr gut.“ Gott „segnet“, das heißt: Er stattet mit Vitalität aus, und zwar die Pflanzen, die Tiere, die Fische, die Vögel und die Menschen. Gott, der Schöpfer, spricht die Worte: „Seid fruchtbar und mehret euch!“ Alle haben in einer wahren Orgie von Fruchtbarkeit die überfließende Güte zu mehren, die sich aus dem Schöpfergeist Gottes ausgießt. Und, wie man weiß, endet die Schöpfung im Sabbat. Gott selbst ist so ausgezehrt von der Fruchtbarkeit, dass er sagen muss: „Ich brauche eine Pause von all dem. Ich muss raus aus dem Büro.“

Israel feiert die Fülle Gottes. Psalm 104, das längste Schöpfungsgedicht, ist ein Kommentar zu Genesis 1. Der Psalmist überschaut die Schöpfung und benennt alles: Himmel und Erde, Wasser, Quellen und Ströme, Bäume und Vögel und Ziegen und Wein und Öl und Brot und Menschen und Löwen. So geht es über 23 Verse und endet im 24. Vers mit einem Ausdruck von Ehrfurcht und Lob für Gott und seine Schöpfung. Die Verse 27 und 28 sind so etwas Ähnliches wie ein Tischgebet. Sie verkünden: „Du gibst ihnen allen Speise zur rechten Zeit, du nährst jeden.“ Der Psalm endet damit, Gott als großen Atemspender darzustellen. Es heißt, „Wenn du deinen Atem gibst, wird die Welt leben; wenn du aufhörst zu atmen, wird die Welt sterben.“ Aber der Psalm stellt klar, dass wir uns keine Sorgen machen müssen. Gott ist ganz und gar verlässlich. Die Fruchtbarkeit der Welt ist gewährleistet.

Psalm 150, der letzte im Psalter, ist ein überschwänglicher Ausdruck von Verblüffung über Gottes Güte. Er sagt einfach, „Lobet JHWH, lobet JHWH mit der Laute, lobet JHWH mit Trompeten, lobet, lobet, lobet.“

Die drei Schriftstellen verkündigen zusammen, dass Gottes Lebenskraft in der Welt ungebunden ist. Genesis 1 unterstreicht die Großzügigkeit und sagt dem Mangel ab. Psalm 104 feiert die Spannkraft und Vitalität der Schöpfung und weist Ängstlichkeit zurück. Psalm 150 stellt dar, wie man im Gottvertrauen von der Sorge um sich selbst loslässt und das Bedürfnis aufgibt, alles unter Kontrolle zu haben.

Später im Buch Genesis segnet Gott Abraham, Sarah und ihre Familie. Gott sagt ihnen, dass sie selbst ein Segen sein und die Menschen aller Nationen segnen sollen. Segnen ist die Kraft, das Wohlergehen in der Welt aktiv zu fördern, und Glaube ist das Bewusstsein, dass die Schöpfung ein Geschenk ist, das nie endet. Dieses Bewusstsein dominiert das Buch Genesis bis in Kapitel 47 hinein. In diesem Kapitel träumt der Pharaos, dass eine Hungersnot im Land aufkommen wird. Daher lässt er die Nahrungsversorgung verwalten, kontrollieren und monopolisieren. Der Pharaos führt das Prinzip des Mangels in die Weltwirtschaft ein. Zum ersten Mal sagt jemand in der Bibel: „Es ist nicht genug. Lasst uns alles bekommen.“

Martin Niemöller, der deutsche Pfarrer, der sich Adolf Hitler heldenhaft widersetzte, war ein junger Mann, als er als Teilnehmer einer Delegation von Leitern der Evangelischen Kirche 1933 Hitler begegnete. Niemöller stand im Hintergrund und

schaute und hörte. Er sagte nichts. Als er nach Hause kam, fragte ihn seine Frau, was er am heutigen Tag gelernt habe. Niemöller antwortet: „Ich habe entdeckt, dass Herr Hitler ein furchtbar ängstlicher Mensch ist.“

Da der Pharaos, wie nach ihm Hitler, besorgt ist, dass nicht genügend gute Dinge vorhanden sind, um über die Runden zu kommen, muss er versuchen, sie alle zu haben. Da er besorgt ist, handelt er skrupellos. Der Pharaos beauftragt Joseph, das Monopol zu verwalten. Als die Ernte ausfällt und die Bauern kein Essen mehr haben, kommen sie zu Joseph. Und im Auftrag des Pharaos sagt Joseph: „Welche Rückversicherungen könnt ihr uns geben?“ Sie geben ihr Land auf für Nahrung, und dann im nächsten Jahr geben sie auch noch das Vieh weg. Im dritten Jahr haben sie nur noch sich selbst als Pfand. Und so sind die Kinder Israels zu Sklaven geworden – durch eine ökonomische Transaktion.

Am Ende von Kapitel 47 im Buch Genesis gehört dem Pharaos das ganze Land, mit Ausnahme von dem, was den Priestern gehört – schließlich braucht er ja jemanden, der ihn segnet. Die Idee von Knappheit ist in den biblischen Glauben eingeführt worden. Das Buch Exodus berichtet vom Wettstreit zwischen der Liturgie der Fülle und dem Mythos der Knappheit – ein Wettstreit, der uns noch immer in Stücke reißt.

Das Versprechen der Schöpfungsgeschichte wirkt im Leben der Kinder Israels aber weiter. Selbst in der Gefangenschaft vermehrt sich das Volk. Am Ende von Exodus 1 entscheidet der Pharaos, dass das Volk Israel so zahlreich ist, dass keine hebräischen Säuglinge mehr geboren werden sollen. Er befiehlt den beiden Hebammen Schifra und Pua (wir kennen ihre Namen, nicht aber den Namen des Pharaos!), alle neugeborenen Buben zu töten. Aber sie tun es nicht, und die hebräischen Säuglinge sprießen weiterhin.

Am Ende des Buches Exodus wird der Pharaos noch gemeiner, brutaler und böser – so wie der Mythos von Knappheit. Die Tatsache, dass er das Volk Israel nicht unter Kontrolle bringen kann, erzürnt ihn so sehr, dass er Mose und Aaron zu sich bestellt und ihnen mitteilt: „Nehmt euer Volk und geht. Nehmt eure Schafe und Rinder und verlasst diesen Ort!“ Dann bittet der große König Ägyptens, der das Monopol über die regionalen Ressourcen besitzt, dass Mose und Aaron ihn segnen. Die Mächte des Mangels geben gegenüber einer kleinen Gemeinschaft der Fülle zu: „Es ist klar, dass ihr die Zukunft seid. Legt uns daher euere machtvollen Hände auf und gebt uns Energie, bevor ihr uns verlasst.“ Der Text zeigt, dass die Macht der Zukunft nicht in den Händen derer liegt, die an den Mangel glauben und die Weltressourcen zu monopolisieren versuchen. Sie liegt vielmehr in den Händen derer, die Gottes Fülle vertrauen.

Als die Kinder Israels in der Wüste und damit außerhalb der Reichweite Ägyptens sind, schauen sie immer noch zurück und denken für sich: „Sollen wir wirklich gehen? Die Herrlichkeit der ganzen Welt liegt in Ägypten, beim Pharaos.“ Aber als sie sich schließlich umdrehen und nach vorn in die Wüste schauen, wo es keine Monopole gibt, sehen sie die Herrlichkeit JHWHs.

Um der Angst und den Leiden des Volkes zu begegnen, geschieht etwas Außerordentliches. Gottes Liebe tropft vom Himmel in Gestalt von Brot. Sie sagen,

„Man hu?“ – was im Hebräischen für „Was ist das?“ steht – und das Worte „Manna“ ist geboren. Nie zuvor haben sie Brot als freies Geschenk erhalten, als etwas, das sie weder kontrollieren, voraussagen oder für sich selbst vorausplanen konnten. Der Bedeutung dieser befremdenden Geschichte liegt darin, dass die Geschenke des Lebens von einem großzügigen Gott gegeben sind. Es ist ein wirkliches Wunder, ja eine Verwirrung, die bloße Unvernunft, aber Gottes Fülle hält sich nicht an die Logik der Marktwirtschaft, sondern übersteigt sie.

Drei Dinge geschehen mit diesem Brot in Exodus 16. Erstens, jedermann hat genug. Aber da Israel in Ägypten gelernt hat, an den Mangel zu glauben, beginnen die Menschen das Brot zu horten. Als sie versuchen, Vorräte – eine Brot-„Bank“ und Brot-Investment-Fonds – zu schaffen, wird es sauer und verrottet. Schließlich kann man Gottes Freigiebigkeit nicht einlagern. Schließlich sagt Moses: „Ihr wisst, was wir tun sollen? Wir haben zu tun, was Gott in Genesis 1 getan hat. Wir müssen einen Sabbat einhalten.“ Sabbat bedeutet, dass genügend Brot da ist, wir müssen uns nicht jeden Tag unseres Lebens abhetzen. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass Pharao jemals einen Tag Auszeit genommen hat. Menschen, die denken, dass ihr Leben aus dem Kampf um mehr und mehr besteht, können niemals langsam tun. Schließlich haben sie niemals genug für sich.

Als das Volk Israel den Jordan überschreitet und ins Gelobte Land einzieht, hört die Versorgung mit Manna auf. Nun können und werden sie ihre eigene Nahrung anbauen. Sehr schnell erleidet Israel eine schreckliche Niederlage in der Schlacht, und Josua führt eine Untersuchung durch, um die Ursache dafür herauszufinden. Er identifiziert schließlich Achan als den Übeltäter, da dieser einen Teil der Beute gestohlen und damit der Gemeinschaft vorenthalten hatte. Landbesitz, Reichtum und Wohlstand machen Menschen habsüchtig, wie uns die Bibel lehrt.

Wir, die wir gegenwärtig die reichste Nation sind, sind heutzutage die Habgierigsten. Wir haben niemals das Gefühl genug zu haben, wir müssen mehr und mehr haben, und dieses unersättliches Begieren zerstört uns. Egal ob wir liberale oder konservative Christen sind, wir haben uns einzugestehen, dass wir hin- und hergerissen sind zwischen der guten Nachricht von Gottes Fülle und unserem eigenen Glauben an Knappheit – ein Glaube, der uns gierig, geizig und nachbarschaftsfeindlich macht. Wir verbringen unser Leben mit dem Versuch, diesen Zwiespalt auszuloten.

Der Konflikt zwischen Fülle und Mangel ist das Kernproblem des 21. Jahrhunderts. Das Evangelium von der Fülle vergewissert uns, dass wir uns der großartigen und unerklärlichen Liebe Gottes verdanken, der die Welt als großzügigen Lebensraum geschaffen hat. Der Taufgottesdienst verkündet, dass unsere Existenz auf wunderbare Weise aus der Liebe Gottes kommt. Und aus den Geschichten der Fülle spricht die Zusage, dass unser Leben in Gott endet, und dass dieses Wohlergehen uns nicht genommen werden kann. In den Worten des Apostels Paulus: Weder Leben noch Tod noch Engel noch Mächte und Gewalten – nichts kann uns von Gott trennen.

Was wir über unseren Anfang und unser Ende wissen, erlaubt uns, in besonderer Weise in der Gegenwart zu leben: Wir müssen nicht von Angst oder Gier getrieben oder kontrolliert werden, sondern können genügsam Frieden mit uns selbst haben, so dass wir für andere sorgen können, wie für uns gesorgt wurde.

Aber wenn Du so gestrickt bist wie ich, dann wirst du beim Bibellesen immer auch einen Blick auf den Bildschirm werfen und den Markt beobachten. Wenn Du so gestrickt bist wie ich, wirst du an einem guten Tag die Bibel lesen, all die anderen Tage jedoch die Nike-Werbung beobachten. Und die Geschichte von Nike erzählt, dass unser Anfang in unseren eigenen Erfolgen liegt und dass wir uns selbst erschaffen müssen. Meine Frau und ich sind mit einem Paar befreundet, das einen vier Jahre alten Sohn hat. Neulich erzählte mir die Mutter, dass sie gerade eine grundlegende Entscheidung getroffen habe. Sie musste ihren Sohn im richtigen Kindergarten anmelden, andernfalls würde er nicht in die richtige Vorschule kommen. Und das hätte bedeutet, dass er nicht die Möglichkeit zum Besuch des Davidson College erhalten würde. Und wenn er nicht in diese Schule gehen könnte, würde er keine Verbindungen zu dem Bankenviertel in Charlotte bekommen und hätte damit keine Aussicht auf jene Art von Job, bei dem er viel Geld machen könnte. Die Geschichte unserer Freunde ist beispielhaft für die Denkweise, dass wir uns eine bestimmte Stellung verschaffen müssen, um unser Leben voran zu bringen und etwas zu erreichen.

Die Logik der Nike-Geschichte lautet: Derjenige hat gewonnen, der zu Lebzeiten die meisten Schuhe hat. Es werden keine Geschenke gemacht, denn es gibt keinen Geber. Wir haben am Ende nur das, was wir selbst erreicht haben. Diese Geschichte endet in Verzweiflung und setzt uns ständig unter einen von Angst, Furcht, Gier und Brutalität gespeisten Druck. Sie produziert den Missbrauch der eigenen Kinder und der eigenen Ehefrau, Gleichgültigkeit gegenüber den Armen, Aufrüstung, Trennung zwischen Menschen, und Rassismus in der eigenen Lebenswelt. Sie sagt uns, dass wir nur für uns selbst sorgen sollen – und dies ist das vorherrschende Glaubensbekenntnis der amerikanischen Gesellschaft.

Wäre es nicht wunderbar, wenn liberale und konservative Kirchgänger, die es ja so lieben, miteinander zu streiten, zu der gleichen Einsicht kämen, dass die wirklich entscheidende Sache, die uns zu schaffen macht, die ist, ob man der Nachricht von Gottes Fülle angesichts der Geschichte des Mangels trauen kann? Was wir im tiefsten Innern unseres Herzens wissen, ist, dass die Geschichte des Mangels ein Märchen ist, das den Tod bringt. Das Volk Gottes begegnete diesem Märchen mit dem Zeugnis vom Manna: Es gibt ein Brot, das noch besser ist als der blanke Materialismus. Es ist das Brot des Lebens! Du musst es nicht einmal selbst backen! Am Anfang des neuen Millenniums müssen wir uns entscheiden, worauf wir vertrauen.

Die große Frage, der sich die Kirche zu stellen hat, ist, ob unser Glaube uns dazu befähigt, in einer neuen Weise zu leben. Wenn wir die Geschichte des Todes wählen, dann verlieren wir unsere Erde – durch den exzessiven Gebrauch von Kunstdünger oder möglicherweise durch das Auspumpen des Grundwasserspiegels zwecks künstlicher Bewässerung. Oder wir verlieren sie vielleicht nur bei Nacht, da es immer gefährlicher wird, nach Einbruch der Dunkelheit auszugehen.

Josua 24 stellt uns vor die Wahl. Josua beginnt damit, die Geschichte von Gottes Großzügigkeit wieder aufzurufen, und schließt mit den folgenden Worten: „Ich weiß nicht, was ihr tun werdet, aber ich und mein Haus werden den Herrn wählen.“ Dies ist kein Text, der dazu angetan ist, das Kirchenwachstum zu fördern. Josua warnt die

Menschen, eine solche Entscheidung werde ein Bündel von Problemen mit sich bringen. Wenn sie ein Teil der Geschichte der Fülle sein wollen, müssen sie ihren fremden Göttern abschwören – ich würde sie als Götter des Mangels identifizieren.

Jesus sagt es eher knapp: Du kannst nicht Gott und dem Mammon dienen. Du kannst nicht Gott dienen und dabei mit deinem Geld, deinem sexuellen Begehren oder deinem Land tun, was dir gefällt. Und dann sagt er: „Seid nicht ängstlich, denn alles was ihr braucht wird euch gegeben.“ Aber die Entscheidung liegt bei dir. Christen haben Jahrhunderte lang immer wieder versucht, Jesus aus dem öffentlichen Leben herauszuhalten und ihn auf einen privaten kleinen Heiland zu reduzieren. Damit haben sie aber ignoriert, was die Bibel wirklich sagt. Jesus betont die Botschaft vom Reich Gottes – und was er damit meint ist ein öffentliches Leben, das auf nachbarschaftliches Verhalten ausgerichtet ist.

Als kleines Kind muss Jesus wohl oft seine Mutter Maria singen gehört haben. Wie wir wissen, sang sie ein revolutionäres Lied, das Magnifikat – die Hymne des Evangeliums nach Lukas. Sie sang über nachbarschaftliches Verhalten: wie Gott die Mächtigen von ihrem Thron stößt und den Niedrigen aufhilft; wie Gott die Hungrigen mit Gütern füllt und die Reichen leer ausgehen lässt. Maria hat dieses Lied nicht erfunden. Sie hat es von einer anderen Mutter, Hannah, gelernt, die es viel früher dem kleinen Samuel vorgesungen hat, der einer der größten Revolutionäre des alten Israels geworden ist. Hannah, Maria, und ihre kleinen Jungen stellten sich eine große soziale Umgestaltung vor. Jesus hat das Lied seiner Mutter gut ausgeführt. Überall, wo er hinkam, durchbrach er den verderblichen Zirkel von Armut, Knechtschaft, Angst und Tod. Er heilte, verwandelte, ermächtigte und brachte neues Leben. Jesus' Beispiel gibt uns den Auftrag, unser öffentliches Leben umzugestalten.

Gleichnisse zu erzählen war eine von Jesus' revolutionären Aktivitäten, sind doch Parabeln subversive Gegenvorstellungen von Realität. Die Ideologie des Konsumerismus möchte unsere Phantasie verkümmern lassen, so dass wir uns ein Leben, das für die dominanten Unternehmensstrukturen weniger profitabel wäre, nicht vorstellen können. Aber Jesus sagt uns, dass wir die Welt ändern können. Die christliche Gemeinschaft leistet einen lebensfördernden Dienst, indem sie die Parabeln am Leben hält. Diese Geschichten stoßen und treiben uns in Richtungen, von denen wir niemals dachten, dass wir sie einschlagen können.

Durch „Zeichen und Wunder“ hat Jesus dem Lied seiner Mutter ebenfalls Gestalt gegeben. Diese Zeichen – oder Wunder – mögen uns seltsam erscheinen, aber sie sind in Wirklichkeit Geschenke, die typisch sind, wenn die Welt unter die Herrschaft Gottes gestellt wird. Überall wo Jesus hingegangen ist, wird die Welt neu organisiert: Die Blinden werden sehend, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Toten stehen auf und die Armen sind von ihren Schulden befreit. Der Nachlass von Schulden ist die schwierigste Sache, schwieriger noch als die Auferweckung von Toten. Jesus ließ gewöhnliche Leute verwirrt, verblüfft und dankbar zurück; er ließ mächtige Leute ärgerlich und empört zurück, verloren sie doch jedes Mal, wenn er ein Wunder vollbrachte, ein wenig an Einfluss. Die Wunder des neuen Zeitalters der aufkommenden Gottesherrschaft mögen uns entsetzen. Sie verwirren uns und machen uns außerdem nervös. Das Volk Gottes braucht pastora-

le Hilfe, um mit diesen ambivalenten Gefühlen einer tiefen Sehnsucht nach Gottes neuer Schöpfung und zugleich einer tiefen Angst davor zurechtzukommen.

Die Speisung der Fünftausend, wie sie im Evangelium nach Markus erzählt wird, ist ein Beispiel der neuen Welt, die durch Gott ins Dasein kommt. Als die Jünger, die mit der Speisung der hungrigen Menge betraut waren, ein Kind mit fünf Laib Brot und zwei Fischen fanden, nahm Jesus das Brot, segnete, brach und gab es. Das sind die vier entscheidenden Wörter unserer sakramentalen Existenz. Jesus feierte Abendmahl – als Dankbarkeit. Er zeigte, dass die Welt voller Überfluss und Großzügigkeit ist. Wenn Brot gebrochen und geteilt wird, ist genug für alle da. Jesus setzt sich für eine sakramentale und subversive Neuordnung der öffentlichen Wirklichkeit ein.

Das Profane ist das Gegenteil des Sakramentalen. „Profan“ bedeutet inhaltsleer, eindimensional, kraftlos. Die Marktideologie möchte uns glauben machen, dass die Welt profan ist – Leben besteht aus Kaufen und Verkaufen, Abwiegen, Abmessen und Handeln, und schlussendlich dem Absinken in den Tod und das Nichts. Jesus aber stellt eine völlig andere Art von Ökonomie vor, eine, die sich aus dem Geheimnis der Fülle und aus einer kreuzförmigen Art von Großzügigkeit speist. Fünftausend haben gegessen und zwölf Körbe Essen sind übrig – einer für jeden Stamm Israels. Jesus verwandelt die Wirtschaft, indem er segnet und indem er dem Eigennutz des Einzelnen Einhalt gebietet. Aus dem gebrochenen Freitagsbrot entsteht die Sonntagsfülle. In dieser und in der nachfolgenden Geschichte einer wunderbaren Speisung bei Markus rafften, horten und grollen die Menschen nicht, noch handeln sie selbstsüchtig. Sie achten vielmehr darauf, wie die Säfte des Himmels das Brot der Erde vervielfältigen. Jesus bestätigt also Genesis 1.

Wenn die Menschen vergessen, dass Jesus das Brot der Welt ist, beginnen sie, Junkfood zu essen – das Essen der Pharisäer und des Herodes, das Brot des Moralismus und der Macht. Zu oft vergisst die Kirche das wahre Brot und wird vom Junkfood versucht. Unser Glaube gilt nicht einfach den spirituellen Dingen, vielmehr gilt er der Veränderung der Welt. Je mehr wir uns von Jesus leiten lassen, desto mehr bringen wir eine neue Ökonomie der Fülle in die Welt. Die Jünger begreifen den Willen Jesu oftmals nicht, versuchen, ihn in alte Muster einzupassen, und machen ihn damit harmlos, irrelevant und langweilig. Aber Paulus weiß, worauf es ankommt.

In 2. Korinther, Kap. 8, führt Paulus im Kontext der Alten Kirche eine Kampagne für den verantwortungsvollen Umgang mit den Ressourcen der Erde durch. Jesus ist hier der neue Ökonom. Obwohl Jesus reich war, wie Paulus sagt, „wurde er für euretwillen arm, damit ihr durch seine Armut reich werdet“. Wir sagen, es braucht Geld, um Geld zu machen. Paulus hingegen sagt, dass es Armut braucht, um Fülle zu schaffen. Jesus gab sich selbst hin, um andere zu bereichern, und wir sollten dasselbe tun. Unsere Fülle und die Armut der anderen müssen in eine neue Balance gebracht werden. Paulus beendet seinen Brief zum verantwortungsvollen Umgang mit den Ressourcen der Erde mit einem Zitat aus Exodus 16: „Und derjenige, der viel hatte, hatte nicht zuviel, und derjenige, der wenig hatte, hatte nicht zuwenig.“ Dieses Zitat verweist auf die Geschichte des Manna, das die Wüste in Fülle verwandelte.

Es ist natürlich leichter über diese Dinge zu reden als sie zu leben. Viele Menschen, sowohl in als auch außerhalb der Kirche, haben keine Ahnung, dass Jesus über die

Wirtschaft redet. Wir haben sie nicht gelehrt, dass er dies tut. Aber wir müssen damit nun beginnen, unabhängig davon, wie wir uns dabei ökonomisch kompromittiert fühlen. Unsere Welt erfordert diese Nachrichten. Es hat nichts mit Republikanern oder Demokraten, Liberalen oder Konservativen, Sozialisten oder Kapitalisten zu tun. Es ist viel elementarer: Die Schöpfung ist mit der Großzügigkeit ihres Schöpfers getränkt, und es gibt Praktiken, Prozeduren und Institutionen, die diese Großzügigkeit unterstützen. Wie der reiche Mann in Markus 10 haben wir alle viele Besitztümer. Das Teilen unserer Überfülle mag, wie Jesus sagt, für Sterbliche unmöglich sein, aber für Gott ist nichts unmöglich. Niemand von uns weiß, welchen Mut uns Gottes Geist noch schenken wird. Unser Glaube, unser Dienst und unsere Hoffnung am Beginn des neuen Jahrtausends sind, dass der Schöpfer uns befähigt, seiner Großzügigkeit zu vertrauen, so dass das Brot im Überfluss vorhanden ist.

Walter Brueggemann ist Professor für Altes Testament am Columbia Theological Seminary in Decatur, Georgia, USA

Das Geheimnis der Fülle ist das Teilen

von Prof. Dr. Wolfgang Stegemann

Gegenwärtig, so scheint mir, sind zumal in den westlichen Ländern der Erde viele Diskurse vor allem durch ein Thema geprägt: Gier. Es gibt Menschen, die den Hals nicht voll genug kriegen können. Die Gier danach, immer mehr haben zu wollen, treibt sie an und lässt sich scheinbar nie befriedigen. Wir haben im Deutschen für dieses Verhalten zwei passende Wörter: Habgier und Habsucht. Wie alle Süchte ist auch die Habsucht dadurch charakterisiert, dass sie kein Maß und kein Ziel hat. Ich könnte auch sagen: sie kennt keine Fülle, sondern nur den Mangel. Habsucht kann riesige Mengen von Gütern anhäufen, doch sie hat nie genug. Fülle dagegen bezeichnet eine endliche Quantität. Fülle heißt: Es ist genug für alle da. Niemand muss Mangel leiden. Ein treffliches Beispiel ist die Geschichte von der Speisung der Fünftausend. An ihrem Ende heißt es: „Alle aßen und wurden satt. Und sie hoben Brocken auf, zwölf Körbe voll“ (Markus 6,42-43). Es war also genug zu essen da für alle und es ist noch etwas übrig geblieben. Das Erfolgs-Rezept dieser besonderen Speisung tausender von Menschen in der Wüste lautet: teilen. Fünf Brote und zwei

Fische hatten einige aus der Volksmenge bei sich. Sie behielten sie nicht für sich, sondern stellten sie für alle zur Verfügung. Angesichts des imposanten Wunders der Vermehrung dieser Nahrungsmittel bemerken wir schon gar nicht mehr, dass die Bereitschaft zum Teilen dessen Grundlage war.

Ein im gewissen Sinne sogar tragisches Beispiel für „Habgier“ schildert dagegen Lukas im Gleichnis vom reichen Kornbauern (Lukas 12,16-21). Tragisch deswegen, weil der Reiche just in jenem Moment, in dem er endlich glaubt, genug zu haben, stirbt. Sein Schicksal ist aber zugleich auch typisch, jedenfalls im Sinne einer Lebensphilosophie, wie sie in der antiken mediterranen Welt weit verbreitet war. Etwa in der Glückslehre der Epikuräer, aber auch in der Bibel. Doch das Beispiel im Lukasevangelium ist nicht nur besonders anschaulich, es enthält auch eine soziale oder – wenn man so will – politische Pointe, wie wir sehen werden.

Vergessen wir aber nicht, dass die biblischen Geschichten in einer agrarischen Gesellschaft spielen, nicht in einer hoch komplexen Industriegesellschaft mit ihren Marktmechanismen. Sie argumentieren also im Kontext einer von unserer westlichen in sozialer, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht deutlich verschiedenen Welt. Darauf muss wenigstens fragmentarisch eingegangen werden, wenn wir die Werte, die die biblischen Texte prägen, angemessen einordnen wollen. Und da die Welt der Bibel ziemlich überschaubar war, erscheinen uns ihre Lösungsansätze für gesellschaftliche Probleme vielleicht auch ein wenig einfach. Doch muss dies kein Fehler, sondern kann durchaus ein Vorteil sein; denn umso leichter ermöglichen uns die biblischen Texte die Rückbesinnung auf elementare Werte, die in allen Gesellschaften gelten können.

Lukas 12,15-21

¹⁵ Er sprach aber zu ihnen: Seht zu und hütet euch vor jeglicher Habgier; denn selbst im Überfluss besteht das Leben eines Menschen nicht in seinem Besitz. ¹⁶ Er sprach aber ein Gleichnis zu ihnen und sagte: Das Land eines reichen Menschen hatte gut getragen.

¹⁷ Und er überlegte bei sich und sagte: Was soll ich tun, denn ich habe nichts, wo ich meine Früchte horten kann? ¹⁸ Und er sprach: Das werde ich tun: Ich werde meine Scheunen niederreißen und größere bauen und dort den ganzen Weizen und meine Güter sammeln. ¹⁹ Und ich werde zu meiner Seele sagen: Seele, du hast viele Güter liegen für viele Jahre; ruhe aus, iss, trink, freue dich! ²⁰ Gott aber sprach zu ihm: Tor! In dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern; was du vorbereitet hast, für wen wird es sein? ²¹ So ergeht es dem, der Schätze sammelt für sich, aber nicht auf Gott hin reich ist.

Das Gleichnis vom reichen Kornbauern wird gerahmt durch zwei kommentierende Sätze (die Verse 15 und 21), die als Lektüeranweisungen dienen. Bevor er das Gleichnis erzählt, gibt Jesus seinem Publikum eine erste Leseanweisung: „Hütet euch vor jeglicher Habgier; denn selbst im Überfluss besteht das Leben eines Menschen nicht in seinem Besitz“ (12,15). Und schon mit dem ersten Satz des Gleichnisses deutet sich an, dass jetzt ein negatives Beispiel folgen wird, d.h. die Geschichte eines Menschen, der sich nicht an diese Warnung gehalten hat: „Das Land eines reichen Mannes hatte einen guten Ernteertrag gebracht“ (12,16). Denn wer reich ist, so die

antike Vorstellung, hat schon genug, ja er hat mehr als er braucht. Und nun erzielt der reiche Bauer zusätzlich noch eine Rekordernte. Das ist an sich natürlich nicht negativ, doch kann man sich denken, was jetzt kommt: Der Reiche bekommt den Hals voll. Er hortet das Getreide und behält alles für sich. Aus unserer modernen Perspektive empfinden wir dieses Verhalten vielleicht sogar als wirtschaftlich klug. Hier treibt jemand bei einer guten Ertragslage sinnvolle Vorsorge für schlechtere Zeiten. Sieht man dagegen das Verhalten des Bauern aus der Sicht der damaligen Landbevölkerung, so verhält er sich auffallend sozialschädlich. Das Weltbild der mediterranen Gesellschaften setzt nämlich voraus, dass alle Güter nur in einer begrenzten, endlichen Menge zur Verfügung stehen. Es ist wie beim Kuchen. Wenn einer ein größeres Stück bekommt, dann bleibt für die übrigen zwangsläufig weniger. Die Logik ist mithin: Was der reiche Kornbauer zu viel hat, das fehlt den anderen. Und da er als Reicher sowieso schon ein viel größeres Stück vom Kuchen hat als die meisten anderen Menschen in seiner Region, wird die ungerechte Verteilung der Güter durch seine Absicht, die Rekordernte für sich zu horten, noch ungerechter.

Und dieser Vorstellung von den „begrenzten Gütern“ (limited good) entsprechen durchaus auch die alltäglichen Erfahrungen der Menschen. In der von ihnen überschaubaren Welt, einer Region von der Ausdehnung, die ein Mensch an einem Tag zu Fuß erreichen kann, kommen alle Güter nur in einer begrenzten Menge vor. Das gilt nicht nur für das zum Anbau zur Verfügung stehende Ackerland, das (im Prinzip) nicht weiter vermehrbar ist. Das gilt auch für alle Grundnahrungsmittel, die nur in der näheren Region erreichbar sind, wenn sie überhaupt in den Handel gelangen. Denn die antike Wirtschaft war Subsistenzwirtschaft. Auf regionalen Märkten wurde allenfalls gehandelt, was die Familien nicht selbst verbrauchten und entbehren konnten. D. Fiensy stellt einige fundamentale Bedingungen antiker agrarischer Gesellschaften zusammen:

„Erstens und vor allem: die Bauern bearbeiten ihr Land zum Zweck der Subsistenz. Sie sind keine landwirtschaftlichen Geschäftsleute, die für Profit Landwirtschaft treiben, und Land ist kein Kapital und keine Ware... Bauern verstehen Land nicht als ein Investment und Landwirtschaft nicht als Business. Landwirtschaft ist ihr Lebensstil und ihr Mittel, um ihr Leben zu gestalten.

Zweitens: Zu den Bauern gehören ... Grundeigentümer und Pächter, doch ebenso Tagelöhner und Sklaven

Drittens: Bauern bearbeiten normalerweise ihr Land als Familieneinheiten (Kernfamilie oder Großfamilie). Die gesamte Familie muss zusammenarbeiten, um für ihre Subsistenz zu sorgen. Im Falle der Tagelöhner jedoch gilt, dass sie für Lohn arbeiten, und zwar üblicherweise getrennt von ihren Familien. Landsklaven hatten wohl keine Familien.

Schließlich: Alle bäuerlichen Gesellschaften sind durch eine radikale Zweiteilung gekennzeichnet, in der eine kleine Gruppe von Aristokraten der Masse der Bauern gegenüber stand. Die letzteren mussten ihren Surplus den ersten überlassen ...“

Überall im Römischen Reich herrschte eine ungeheure Besitzkonzentration. In Nordafrika zum Beispiel war die Hälfte des dortigen Grundbesitzes in den

Händen von nur 6 Großgrundbesitzern. Dagegen kam es vor, dass sich über 60 Bauernfamilien ein Stück Land von 2.200 qm teilen mussten. In Galiläa scheinen größere königliche Ländereien nur in den Außenbezirken existiert zu haben, in der Jesreel Ebene, in Beth Anath nördlich von Obergaliläa und entlang der Küste. Die kleinen freien Bauern konnten zumeist kaum den nötigen Lebensunterhalt für ihre Familien erwirtschaften. Wenn meine Berechnungen zutreffen, so müsste ein freier Bauer in Galiläa oder Judäa mindestens eine Fläche von 8–10 ha bewirtschaftet haben, um das Existenzminimum für eine siebenköpfige Familie zu gewährleisten. Doch selbst wenn man nur mit einem Flächenbedarf von 0,5 ha pro Person rechnet, ergäbe dies für eine antike Großfamilie (wie die Familie Jesu, die nach Markus 6,3 mindestens 9 Personen umfasste) einen landwirtschaftlichen Flächenbedarf von ca. 4,5 ha. J. L. Reed geht davon aus, dass 1 ha bebauter Acker 2 Personen mit dem für die Existenz notwendigen Getreide versorgen kann:

„Die durchschnittliche Aufnahme von Getreide pro Kopf, die Grundkonstante der mediterranen Ernährung in der Antike, wird auf 250 kg pro Einwohner geschätzt. Eine gute Ernte von 150 kg Saat per Hektar auf Galiläas fruchtbaren Boden konnte einen jährlichen Ertrag von 1.000 – 1.200 kg erzielen, von dem 150 kg wiederum für die nächste Aussaat beiseite gelegt wurden. Wenn man alle zwei Jahre eine Brache voraussetzt und nicht mit irgendwelchen Steuern rechnet, die aus Galiläa herausgehen, konnte 1 Hektar für das notwendige Getreide von zwei Personen sorgen.“

Die kleinen Leute hätten vom reichen Bauern erwarten dürfen, dass er, der sowieso schon ein großes Stück vom Kuchen hat, von seinem Überfluss abgibt. Dies hätte jedenfalls ein guter Patron für seine Klienten getan und so für deren Loyalität ihm gegenüber gesorgt und zum sozialen Frieden beigetragen. In jedem Fall gilt: Der Bauer entzieht durch das Horten das Getreide dem sowieso dünnen Wirtschaftskreislauf. Unser reicher Bauer denkt also nur an sich. „Ruh dich aus, iss, trink und freu dich“ – sagt er zu seiner Seele (12,19). Er glaubt, dass er jetzt ausgesorgt hat, auf Jahre hinaus. Seine Gier nach immer mehr scheint jetzt gestillt werden zu können. Doch genau in diesem Moment erfährt er, dass er sterben muss: „Da sprach Gott zu ihm: Du Narr! Noch in dieser Nacht wird man dein Leben von dir fordern. Wem wird dann all das gehören, was du angehäuft hast?“ (12,20). Dem reichen Kornbauern jedenfalls nicht mehr. Sein Traum vom ruhigen Genießen seiner Habe ist ausgeträumt.

Was macht der reiche Kornbauer falsch? Häufig lautet die Antwort: Er rechnet nicht damit, dass er eines Tages sterben und Rechenschaft ablegen muss für sein Leben. Die Parabel wäre also eine Version des memento mori – bedenke, dass du sterben musst und lebe verantwortlich vor Gott? Ein anderes lukanisches Gleichnis, die Erzählung vom reichen Mann und armen Lazarus, die ebenfalls für den Reichen schlecht ausgeht, könnte diese Deutung unterstützen (Lukas 16,19-31). Sicher ist eine wichtige Kritik an dem reichen Kornbauern, dass er seine Lebensplanung macht, als ob die Zukunft planbar wäre. Diesen Teil der Lebensweisheit, die das Gleichnis vermitteln will, bringt etwa auch das Buch Jesus Sirach auf den Punkt:

„Mancher wird reich, weil er kargt und spart, doch verwirkt er seinen Erwerb. Er sagt zwar zu gegebener Zeit: Ich habe Ruhe gefunden, nun will ich meine Güter genießen.

Aber er weiß nicht, wann der Zeitpunkt (des Todes) kommen wird; er hinterlässt sie anderen und stirbt." (11,18-19)

Interessanterweise beschränkt sich auch jene Version des Gleichnisses, die das Thomasevangelium erzählt (Logion 63), auf diesen „individualethischen“ Aspekt:

„Jesus sprach: Es war ein begüterter Mann, der viel Reichtum hatte. Er sprach: Ich werde meine Reichtümer benutzen, um zu säen, zu ernten, zu pflanzen, meine Speicher mit Frucht zu füllen, auf dass mir nichts fehle. Das war es, was er in seinem Herzen dachte. Und in jener Nacht starb er. Wer Ohren hat, möge hören.“

So wäre es denn klüger gewesen, sich an den Ratschlag des römischen Dichters Horaz zu halten: *carpe diem*? „Sei weise, kläre den Wein und beschränke ferne Hoffnung auf kurze Dauer! Noch während wir reden, ist die missgünstige Zeit schon entflohen: Nutze den Tag, und vertraue so wenig wie möglich auf den nächsten!“ (Carmen 1,11). Freilich predigt auch Horaz nicht den platten Hedonismus, nach dem Motto: Verprassen wir unseren Reichtum beizeiten, denn die nächste Finanzkrise kommt bestimmt. Horaz war Epikuräer, d. h. ihm lag vor allem daran, sein Leben unabhängig von zukünftigen Erwartungen bzw. (astrologischen) Spekulationen über das eigene Schicksal zu führen. Folgt man dem jüdischen Historiker Josephus, so vertraten in der Welt Jesu insbesondere die Sadduzäer diese epikureische Vorstellung vom Schicksal (Jüdische Altertümer 13,173). Doch selbst wenn man diesen „individualethischen“ Aspekt (*carpe diem*) dem Gleichnis in Lukas 12 nicht abspricht, er reicht wohl nicht aus. Er ist nur die Voraussetzung für eine zweite Weisheitslehre, die der Schlusskommentar des Gleichnisses bereithält: „So ergeht es dem, der Schätze sammelt für sich, aber nicht reich ist in Bezug auf Gott“ (12,21). Damit wir's nicht missverstehen: Das Gleichnis droht den Reichen nicht mit der „Todesstrafe“, als ob in der Beispielerzählung der Tod des Reichen die „Quittung“ für sein falsches Verhalten wäre. Die „Strafe“, wenn man denn dieses Wort überhaupt gebrauchen will (besser wäre zu sagen: das negative Ergehen für sein Tun), besteht für den Reichen vielmehr darin, dass er seine für sich gehorteten Güter selbst nicht mehr genießen kann, sondern sie anderen überlassen muss. Das hätte er aber auch vorher haben können, indem er nicht nur für sich, sondern auch im Blick auf Gott Reichtum aufgehäuft hätte.

Was also macht der Reiche falsch? Der Schlusskommentar ist etwas kurz und geheimnisvoll geraten: Denn was heißt „reich sein in Bezug auf Gott“? Freilich kann man sich in der symbolischen Welt des Judentums dieser Zeit darunter durchaus etwas vorstellen. In dem schon kurz erwähnten Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus wird angedeutet, dass der Reiche sein negatives Schicksal im Hades hätte vermeiden können, wenn er auf Mose und die Propheten gehört hätte. Das gilt auch für den reichen Kornbauern. Bei Mose hätte er nämlich lesen können, dass das Land ein Geschenk Gottes ist (3. Mose 25,23) und der Ertrag des Landes nicht gehortet, sondern geteilt werden soll, so dass alle ihr Auskommen haben (3. Mose 25; 5. Mose 15). An anderer Stelle geht das Lukasevangelium sogar so weit, davon zu sprechen, dass man sich „Freunde machen soll aus dem Mammon der Ungerechtigkeit“ (Lukas 16,9). Und das Lukasevangelium scheint auch ein Maß für das gerechte Aufteilen des Reichtums der Reichen zu besitzen: Sie sollen die Hälfte

den Armen geben (Lukas 19,8). Vermutlich steht dahinter die Idee, dass auf diese Weise ein gerechter Ausgleich zwischen Armen und Reichen geschaffen wird. Kurz: Die Parabel vom reichen Kornbauern ist so etwas wie eine Anleitung zum richtigen Leben – für Reiche! Doch sie ist nicht nur eine individualistische Glückslehre, die Reichen den rechten persönlichen Gebrauch mit ihren Gütern empfiehlt. Sie ist zugleich eine soziale und politische Weisheitslehre, die das persönliche Wohlergehen mit dem Wohlergehen der anderen verbindet, ja an das Wohlergehen auch der anderen bindet.

Prof. Dr. Wolfgang Stegemann ist Professor für Neues Testament an der Augustana Hochschule in Neuendettelsau

Neu von der Fülle sprechen lernen

von Dr. Ina Praetorius

Das Wort „Fülle“ kommt in der Wirtschaftswissenschaft meines Wissens nicht vor. Hingegen finde ich auf der ersten Seite jedes Lehrbuchs der Ökonomie den Begriff „Knappheit“. „In der Welt, in der wir leben, gilt ... das Gesetz der Knappheit.“ heißt es zum Beispiel in dem gelben Büchlein „Grundwissen Wirtschaft“, das mir vor vielen Jahren einen ersten Einblick in die Wirtschaftslehre vermittelt hat. Und dann: „Der Einzelne muss wählen, ob er seine knappen Mittel für einen Phonokoffer oder ein Fahrrad, für mehr und feinere Nahrungsmittel oder für eine bessere Wohnung verwenden will.“

Natürlich ist dieser Satz nicht falsch. Selbstverständlich machen wir immer wieder die Erfahrung der Knappheit in dem Sinne, dass wir entscheiden müssen, wofür wir unser Geld ausgeben wollen. Und es ist auch vollkommen in Ordnung, dass die Wirtschaftswissenschaft sich als Lehre vom Umgang mit knappen Gütern versteht. Das Problem ist nicht diese Definition. Das Problem ist, dass ökonomisches Denken in unserer westlichen Weltsicht zu viel Raum einnimmt. Galt früher die Theologie als „Erste Wissenschaft“ – was sich heute noch daran ablesen lässt, dass sie im

Fächerkanon der meisten Universitäten den ersten Platz einnimmt –, so haben sich heute andere Wissenschaften als Leitwissenschaften etabliert: die Biologie, die Informatik – und eben die Wirtschaftswissenschaften.

Zwar hat die Theologie sich in ihrer langen Geschichte des öfteren ökonomischen Denkweisen angenähert: So hat man die göttliche Großzügigkeit, aus der wir leben, manchmal auf eine „Heilsökonomie“ zurecht gestutzt. „Heilsökonomie“ bedeutet, dass religiöse Autoritäten bestimmten Menschen je nach ihrer Volkszugehörigkeit, ihren Verdiensten oder ihrem Geschlecht bestimmte Anteile des knappen Gutes „Heil“ zusprechen zu können meinen. In den biblischen Texten findet diese Denkart Anknüpfungspunkte vor allem dort, wo es den Verfasserinnen oder Verfassern der Texte nötig zu sein scheint, sich gegen ein feindliches Außen abzugrenzen und Gott für den jeweiligen Innenraum in Anspruch zu nehmen. Heute, angesichts weltweiter interreligiöser Gespräche, besinnen sich aber viele Kirchenleute wieder darauf, dass Frömmigkeit bedeutet, auf eine anfänglich allen geschenkte, täglich für alle erneuerte Fülle zu vertrauen. An den Schöpfungsberichten, die von dieser sich stetig erneuernden Fülle berichten, kommt kein Theologe vorbei, auch nicht an Psalmtexten wie diesem:

Du öffnest deine Hand, sättigst alle Lebewesen mit Zufriedenheit. (Ps 145, 16, BigS) oder am Zuspruch Jesu: Ich bin gekommen, damit alle Leben und Überfluss haben. (Joh 10, 10, BigS)

Ist Knappheit also gar nicht unsere erste und prägende Erfahrung? Sollten wir den Ökonominnen und Managern, die in unserer Gesellschaft inzwischen allzu viel zu sagen haben, wieder einmal mitteilen, dass wir alle geboren sind, uns also nicht uns selbst, sondern einem unergründlichen Geheimnis verdanken? Dass Erfahrungen des Mangels immer erst danach kommen? Dass Knappheit zudem häufig eingebildet und allzu oft künstlich hergestellt ist? (Auf dass bestimmte Leute mit unserer Angst, zu kurz zu kommen, ihre Geschäfte machen können?)

Ein einziger Spaziergang reicht aus, um zu erkennen, dass ich Teil einer großen Fülle bin, die ich nicht mir selber und auch nicht menschlichem Wirtschaften verdanke. Kann ich ein einziges Blütenblatt selber machen, oder einen Wassertropfen, einen Hasen? Nein, und daran ändert auch die Tatsache nichts, dass Menschen Wasserläufe begradigen, Häuser bauen, Kapital anhäufen und Güter künstlich verknappen können, die eigentlich gar nicht knapp sind: Liebe, Luft, Zugehörigkeit, Arbeit, Glück, Wohlbefinden, Begabungen, Beziehungen... Auch ich selbst bin ja mir und anderen geschenkt, bestehe aus denselben vorgegebenen Stoffen, aus denen alles besteht, was mich umgibt: Wasser, Mineralien, Aminosäuren, Kohlenhydrate... Der Begriff „Natur“ leitet sich vom lateinischen Verb „nasci“ ab, das „geboren werden“ bedeutet. Wie ich selbst geboren, also weder hergestellt noch bezahlt wurde, so kann ich auch nichts von dem, was mich umgibt und was ich zum Leben brauche, selbst machen. Die Fülle, aus der wir leben und wirtschaften, ist Geschenk. Nur innerhalb dieser Vorgabe ist menschliches Herstellen und Tauschen möglich.

Woher all das stammt, aus dem wir unsere vermeintlich stets knappen Güter herstellen, das kann ich nicht erkennen. Aber ich habe von meinen Vorfahrinnen und Vorfahren gute Worte geschenkt bekommen, die ich benutzen kann, wenn ich meine Dankbarkeit zum Ausdruck bringen will:

Ich lobe meinen GOTT von ganzem Herzen
Und ich will erzählen von all seinen Wundern und singen seinem Namen.
Ich lobe meinen GOTT von ganzem Herzen
Ich freue mich und bin fröhlich GOTT in dir.
Halleluja. (KG 8, nach Ps 9)

Natürlich kennt auch der Ökonom solche Lieder. Aber er sperrt sie in die Kirche ein. Und er hält die Kirche für überholt und weltfremd. Warum? Weil er nicht will, dass wir allzu viel von Fülle sprechen und dadurch dankbar werden? Weil wir, wenn Dankbarkeit unser Grundgefühl wäre, womöglich eine grosszügigere Politik machen würden? Zum Beispiel gegenüber Asylbewerberinnen und Asylbewerbern? – Oder hat die Geschäftsfrau etwa Angst, dass die überwältigende Menge von Gütern, die Menschen in Wohlstandsgesellschaften umgibt, sich nicht verkaufen ließe, würde nicht gleichzeitig die Angst vor Knappheit zum Dogma erhoben?

Es wird Zeit, dass fromme Menschen – das müssen nicht studierte Theologinnen und Theologen sein – es wieder laut und deutlich und vor allem öffentlich sagen: Am Anfang war die Fülle, und ohne sie können wir nichts tun. Als Leitwissenschaft taugt die Ökonomie nicht, denn man kann nicht einfach verschweigen, dass Knappheit immer eingebunden ist in geschenkten Überfluss. Nur umgeben von Dankbarkeit ergibt das Nachdenken über den Umgang mit knappen Gütern Sinn. Nur wer sich nicht selbst für den Schöpfer des Lebens hält, kann respektvoll mit knappen Gütern und mit seinen oder ihren Mitmenschen umgehen.

Die Theologie sollte also wieder ausdrücklich als erste Wissenschaft anerkannt werden? Ja. Allerdings nicht irgendeine Theologie. Denn auf Theologen, die behaupten, „der Herr“ habe uns und alles geschaffen, können wir verzichten. Nein, nicht ein Herr irgendwo da oben im Himmel hat mich geschaffen, sondern meine Mutter hat mich geboren. Zwar ist auch meine Mutter eine Tochter und kann das Geheimnis ihrer Leibesfülle nicht ergründen. Trotzdem: nur eine postpatriarchale Theologie, die nicht mehr über die Mütter hinweg denkt und Schöpfung nicht mehr zum Machwerk eines einsamen Mannes im Himmel macht, hat Zukunft.

Wir werden anders von der Fülle sprechen lernen. Denn die Wahrheit ist erst im Werden.

Dr. Ina Praetorius ist freie Autorin und Lehrbeauftragte für Theologische Ethik an der Universität Fribourg/Schweiz

Nahrung als Menschenrecht

Die gegenwärtige Nahrungsmittelkrise im Licht der Diskussion über internationale Gerechtigkeit

von Dr. Stefan Heuser

Ausmaß und Gründe der gegenwärtigen Nahrungsmittelkrise

Im Schatten der globalen Finanzkrise vollzieht sich derzeit, was Jean Ziegler, von 2000 bis 2008 UN-Sonderberichterstatter für das Menschenrecht auf Ernährung, in einem Interview mit dem österreichischen „Sonntags-Kurier“ einen „stillen Massenmord“¹ genannt hat: eine globale Nahrungsmittelkrise von dramatischen Ausmaßen. Das Millenniumsziel der Vereinten Nationen aus dem Jahr 2000, den Anteil der Armen und Hungernden an der Weltbevölkerung weltweit bis zum Jahr 2015 um 50 % zu senken, ist in weite Ferne gerückt²: Nach Schätzungen der UN Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation (FAO) litten im Jahr 2007 weltweit 923 Millionen Menschen an Unterernährung, das bedeutet einen Anstieg des Schätzwerts um 80 Millionen Menschen seit 1990³. Fast jeder siebte Mensch ist demnach von chronischer Unterversorgung mit Nahrungsmitteln betroffen, während nahezu ebenso viele Menschen in den reichen Industrienationen an Übergewicht und seinen gesundheitlichen Folgen leiden. Das Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen (World Food Programme: WFP) geht davon aus, dass pro Jahr ca. 8,8 Millionen Menschen an Unterernährung oder an deren Folgen sterben, pro Tag sind das über 24.000 Menschen⁴. Darunter befinden sich laut UNICEF überproportional viele Kinder unter 5 Jahren⁵. Zugleich geht der World Food Report der FAO davon aus, dass die weltweite Landwirtschaft gemäß ihres derzeitigen Produktionsvermögens ca. 12 Milliarden Menschen mit 2.700 Kalorien pro Tag und Erwachsenen ernähren könnte⁶.

Die meisten Zahlen rund um Hunger, Unternährung und Mangelernährung beruhen auf Schätzungen. Sie zeigen aber, dass es sich bei der weltweiten Nahrungsmittelkrise nicht bloß um ein Naturereignis, sondern um eine von Menschen verursachte Katastrophe handelt. Es ist also nicht zu Unrecht von einem „Massenmord“ die Rede.

¹ Vgl. <http://www.kurier.at/nachrichten/149725.php>. Vgl. auch Jean Zieglers jüngste monographische Analyse zum Problem des Hungers: *Das Imperium der Schande. Der Kampf gegen Armut und Unterdrückung*, mit einem aktuellen Vorwort, Dieter Hornig (Üb.), Goldmann 2008.

² Vgl. <http://www.un.org/millenniumgoals/index.shtml>. Der UN Millennium Development Goals Report von 2008 kann von dieser Seite heruntergeladen werden. Das Ziel, die Armut und Hunger bis zum Jahr 2015 zu halbieren, ist nicht neu. Es wurde bereits in der Schlusserklärung des Welternährungsgipfels in Rom aus dem Jahr 1996 beschlossen: <http://www.fao.org/docrep/003/w3613e/w3613e00.htm>, damals noch in Verbindung mit weit ambitionierteren Zielen als im Jahr 2000.

³ Vgl. Food and Agriculture Organization of the United Nations (Hg.): *The State of Food Insecurity in the World 2008. High food prices and food security – threats and opportunities*, Rom 2008, 2.

⁴ Vgl. www.wfp.org/hunger/stats.

⁵ United Nations Children's Fund (UNICEF): *The State of the World's Children 2008*, New York 2007.

⁶ Jean Ziegler: *Promotion and protection of all human rights, civil, political, economic, social and cultural rights, including the right to development*, Report of the Special Rapporteur on the right to food, United Nations Human Rights Council, seventh session, agenda item 3, 10. Januar 2008.

Der UN-Ausschuss für wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte (WSK-Rechte) erklärt in seiner Auslegung des Rechts auf angemessene Ernährung: „Im Grunde liegt die Wurzel des Problems von Hunger und Mangelernährung nicht in einem Mangel an Nahrungsmitteln, sondern im mangelnden Zugang großer Teile der Weltbevölkerung zu den verfügbaren Nahrungsmitteln, der unter anderem auf Armut zurückzuführen ist.“⁷ Folgende Ursachen der Nahrungsmittelknappheit werden genannt und derzeit kontrovers diskutiert:

Eine jahrzehntelange Politik der globalen Liberalisierung der Kapital- und Güterströme und der Privatisierung öffentlicher Güter bei gleichzeitiger Protektion der Volkswirtschaften der G-7-Länder durch die Welthandelsorganisation (WTO), die Weltbank und den Internationalen Währungsfond (IWF), globale Finanzspekulationen mit landwirtschaftlichen Rohstoffen, die Subventionierung der Nahrungsmittelproduktion in den westlichen Ländern, vor allem die hohen Agrar-Subventionen der Europäischen Union, die die Landwirtschaft in armen Regionen unrentabel macht und die Selbstversorgung mit Grundnahrungsmitteln zerstört, eine unablässige Reduktion von Anbauflächen für Nahrungsmittelpflanzen und von Investitionen in die Landwirtschaft, ein starkes Bevölkerungswachstum in vielen Entwicklungsländern, Kriege und bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzungen, Missernten durch Klimawandel, der Verbrauch von Anbauflächen und Nahrungsmittelpflanzen (z. B. Mais) zur Herstellung von Agro-Treibstoffen (z. B. von Bioethanol, dem so genannten „Biosprit“), wachsender Fleischkonsum vor allem durch veränderte Ernährungsgewohnheiten in Schwellenländern wie China oder Indien, was zu einer steigenden Nachfrage nach Tierfutter führt.

Dieses Bündel von Faktoren hat dazu geführt, dass die Preise für Nahrungsmittel im Lauf des Jahres 2007 sprunghaft angestiegen sind. Obwohl die Preise derzeit wieder sinken, hat das zu keiner Entlastung der Situation in den Entwicklungsländern, vor allem in Afrika, geführt. Auch 2009 bleiben die Nahrungsmittelpreise ausgerechnet in den ärmsten Ländern unverändert hoch.

Unter dem Eindruck von Hungeraufständen in mehreren Ländern, vor allem in Westafrika und auf Haiti, fand im August 2008 der Ernährungsgipfel der Vereinten Nationen statt. Im umstrittenen Schlusdokument verpflichten sich die 193 Teilnehmerstaaten zur Zahlung von 6,5 Milliarden Dollar im Kampf gegen den Hunger. Davon sollen kurzfristige Notmaßnahmen wie Nahrungsmittellieferungen in Hungergebiete, die Verbesserung der landwirtschaftlichen Produktion und die Verringerung von Einfuhrzöllen finanziert werden. Langfristig sieht das Dokument

⁷ Vgl. Ausschuss für wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte: *Sachfragen im Zusammenhang mit der Durchführung des internationalen Paktes über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte*, Allgemeine Bemerkung 12 (Zwanzigste Tagung, 1999), Das Recht auf angemessene Nahrung (Art. 11), Nr. 5.

vor, Kleinproduzenten vor Ort zu fördern, Forschung zu unterstützen und Handelsabkommen zu schließen⁸.

Die FAO empfiehlt Investitionen in die Landwirtschaft von Ländern mit einem hohen Anteil von Unterernährten, in die Reduktion des Anbaus von Agro-Treibstoffen, die Einführung eines Zertifizierungssystems für die Nachhaltigkeit der Produktion von Agro-Treibstoffen bzw. die Verringerung der geplanten Beimischungsquoten sowie in den Abbau von Agrarsubventionen in den reichen Industrienationen. Auch die Kammer der EKD für nachhaltige Entwicklung hat unlängst in einer Stellungnahme „Ernährungssicherung vor Energieerzeugung“ gestellt und „Kriterien für die nachhaltige Nutzung von Biomasse“ genannt⁹.

Wie die Liste der diskutierten Ursachen der Nahrungsmittelkrise zeigt, haben Hunger und Armut zumeist nicht bloß innerstaatliche Ursachen, sondern resultieren aus der Art und Weise, wie die internationale Politik, der globale Handel und die Produktion von Agrargütern organisiert, institutionalisiert und miteinander verwoben sind. Thomas Pogge von der Universität Yale vertritt die These, dass die von den reichen Industrienationen diktierten Regeln der Weltwirtschaft und des Welthandels, das Zusammenspiel von Subventionen, Zöllen, Krediten und Rohstoffspekulationen, die Hauptverursacher von Hunger und Armut sind¹⁰. In den Entwicklungsländern sowie bei Nichtregierungs- und anderen Hilfsorganisationen ist dieser Ursachenzusammenhang schon seit langem bekannt – ebenso wie Modellrechnungen, denen zufolge es bloß verhältnismäßig geringer finanzieller und organisatorischer Anstrengungen bedarf, um die Armut und den Hunger auf der Welt wirkungsvoll zu bekämpfen. Den rund 40 % der Menschheit, die mit weniger als 2 Dollar pro Tag auskommen müssten, könnte man bereits mit 300 Milliarden Dollar im Jahr über die Armutsschwelle helfen.

Im gegenwärtigen Gerechtigkeitsdiskurs insistiert Pogge darauf, dass es beim Kampf gegen den Hunger nicht nur um Barmherzigkeit, sondern in erster Linie um Pflichten geht. Er hat dazu eine Wende im Verständnis sozialer Menschenrechte herbeigeführt. Diese müssen, so Pogge, angesichts globaler struktureller Ungerechtigkeiten als ebenso harte Normen wie politische Menschenrechte verstanden und umgesetzt werden. Pogges Menschenrechtsverständnis steht damit quer zu der im Westen bislang vorherrschenden Lesart, derzufolge soziale Menschenrechte wie das Recht auf Nahrung als kontingente, gegenüber den zwingenden, politischen Menschenrechten nachrangige Normen zu verstehen sind, die keine strukturellen Veränderungen, sondern spontane, aus Barmherzigkeit gespeiste Hilfe fordern.

Demgegenüber versucht Pogge, den strukturellen Ursachen des Hungers sowohl auf der Ebene der Theorie des Menschenrechts auf Nahrung als auch hinsichtlich von Vorschlägen zu seiner praktischen Implementierung auf moralisch voraussetzungs-

arme und dadurch realistische Weise Rechnung zu tragen. In die Diskussion über das Menschenrecht auf Nahrung ist dadurch neue Bewegung gekommen. Die Frage, welchen Rechtscharakter dieses Menschenrecht hat und welches Rechtsinstrumentarium sich mit ihm verbinden lässt, wird gegenwärtig wieder neu diskutiert. Bevor ich auf diese neue Debatte eingehe, möchte ich kurz über den bisherigen Stand der Kodifikation und Durchsetzung des Menschenrechts auf Nahrung informieren.

Kodifikation und Durchsetzung des Menschenrechts auf Nahrung

Die völkerrechtliche Grundlage des Menschenrechts auf Nahrung findet sich in Artikel 25 Abs. 1 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte vom 10. Dezember 1948: „Jeder hat das Recht auf einen Lebensstandard, der seine und seiner Familie Gesundheit und Wohl gewährleistet, einschließlich Nahrung, Kleidung, Wohnung, ärztliche Versorgung und notwendige soziale Leistungen, sowie das Recht auf Sicherheit im Falle von Arbeitslosigkeit, Krankheit, Invalidität oder Verwitwung, im Alter sowie bei anderweitigem Verlust seiner Unterhaltsmittel durch unverschuldete Umstände.“ Dem Menschenrecht auf Nahrung komme eine herausgehobene Bedeutung zu, denn es sei, so der UN-Sozialausschuss, „mit der naturgegebenen Würde der menschlichen Person verbunden“ und „für die Verwirklichung anderer in der internationalen Menschenrechtscharta verankerten Menschenrechte unerlässlich“¹¹.

Nach bislang herrschender Meinung erhält das Menschenrecht auf Nahrung Rechtsgeltung allerdings erst dadurch, dass die Bestimmungen des Menschenrechtspakts über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte (WSK-Pakt) in den Bereich staatlichen Rechts überführt werden. Der WSK-Pakt wurde 1966 verabschiedet und trat 1976 in Kraft, nachdem ihn genügend Staaten ratifiziert hatten. Das Recht auf Nahrung ist hier in Art. 11 Abs. 1 und 2 verankert:

„(1) Die Vertragsstaaten erkennen das Recht eines jeden auf einen angemessenen Lebensstandard für sich und seine Familie an, einschließlich ausreichender Ernährung, Bekleidung und Unterbringung, sowie auf eine stetige Verbesserung der Lebensbedingungen. Die Vertragsstaaten unternehmen geeignete Schritte, um die Verwirklichung dieses Rechts zu gewährleisten, und erkennen zu diesem Zweck die entscheidende Bedeutung einer internationalen, auf freier Zustimmung beruhenden Zusammenarbeit an.

(2) In Anerkennung des grundlegenden Rechts eines jeden, vor Hunger geschützt zu sein, werden die Vertragsstaaten einzeln und im Wege internationaler Zusammenarbeit die erforderlichen Maßnahmen, einschließlich besonderer Programme, durchführen

a) zur Verbesserung der Methoden der Erzeugung, Haltbarmachung und Verteilung von Nahrungsmitteln durch volle Nutzung der technischen und wissenschaftlichen

⁸ Declaration of the High-Level Conference on World Food Security: The Challenges of Climate Change and Bioenergy: http://www.fao.org/fileadmin/user_upload/foodclimate/HLCdocs/declaration-E.pdf.

⁹ Kammer der EKD für nachhaltige Entwicklung (Hg.): Ernährungssicherung vor Energieerzeugung – Kriterien für die nachhaltige Nutzung von Biomasse, EKD-Texte 95, Hannover 2008.

¹⁰ Vgl. Thomas W. M. Pogge: Weltarmut und Menschenrechte. Kosmopolitische Verantwortungen und Reformen, Markus Pins (Üb.), Berlin: De Gruyter 2007.

¹¹ Vgl. Ausschuss für wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte: Sachfragen im Zusammenhang mit der Durchführung des internationalen Paktes über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte, Allgemeine Bemerkung 12 (Zwanzigste Tagung, 1999), Das Recht auf angemessene Nahrung (Art. 11), Nr. 4.

Erkenntnisse, durch Verbreitung der ernährungswissenschaftlichen Grundsätze sowie durch die Entwicklung oder Reform landwirtschaftlicher Systeme mit dem Ziel einer möglichst wirksamen Erschließung und Nutzung der natürlichen Hilfsquellen;

b) zur Sicherung einer dem Bedarf entsprechenden gerechten Verteilung der Nahrungsmittelvorräte der Welt unter Berücksichtigung der Probleme der Nahrungsmittel einführenden und ausführenden Länder."

Mit diesen Bestimmungen flankiert der Sozialpakt das Recht auf Nahrung als „das Recht eines jeden auf einen angemessenen Lebensstandard für sich und seine Familie einschließlich ausreichender Ernährung" und das „Recht eines jeden, vor Hunger geschützt zu sein" durch eine ganze Reihe von kooperativen internationalen Maßnahmen zur Erzeugung und Verteilung von Lebensmitteln.

Dem UN-Ausschuss für WSK-Rechte zufolge ist das Recht auf Nahrung „untrennbar mit der sozialen Gerechtigkeit verbunden und erfordert wirtschafts-, umwelt- und sozialpolitische Maßnahmen auf einzelstaatlicher und internationaler Ebene, die auf die Beseitigung der Armut und die Verwirklichung aller Menschenrechte für alle gerichtet sind"¹². Laut UN-Ausschuss ist das „Recht auf angemessene Nahrung (...) dann verwirklicht, wenn jeder Mann, jede Frau und jedes Kind, einzeln oder gemeinsam mit anderen, jederzeit physisch und wirtschaftlich Zugang zu angemessener Nahrung oder Mitteln zu ihrer Beschaffung hat"¹³. Zur Verwirklichung des Rechts auf Nahrung bedarf es demnach eines Bündels von internationalen und innerstaatlichen sowie dringlichen und langfristigen Maßnahmen.

Die WSK-Rechte, zu denen das Recht auf Nahrung zählt, werden im Unterschied zu bürgerlichen und politischen Menschenrechten (BP-Rechte), die wie das Recht auf Leben, auf Freizügigkeit und Meinungsfreiheit staatliche Eingriffe in die Freiheitssphäre der Bürger verbieten, bislang überwiegend als Gebotsnormen, nicht als Verbotsnormen verstanden. Zu ihrer Verwirklichung ist demnach nicht ein Unterlassen staatlicher Aktivität, sondern ein ausdrückliches staatliches Handeln erforderlich – unter dem Vorbehalt, dass dies einer staatlichen Administration auch tatsächlich möglich ist. Die WSK-Rechte werden daher – zumindest in der liberalen, westlichen Rechtstradition – als weniger zwingend, kontrollierbar und justiziabel angesehen als die BP-Rechte.

Dies zeigt sich neben der mittlerweile unüblichen, alten Bezeichnung „Menschenrechte der zweiten Generation" auch in ihren institutionellen Arrangements: Der 2006 gegründete Menschenrechtsrat der Vereinten Nationen sieht wie seine Vorgängerin, die UN-Menschenrechtskommission, zur Kontrolle der Verwirklichung des Menschenrechts auf Nahrung wie aller anderen sozialen Menschenrechte anders als bei den bürgerlichen und politischen Rechten kein Individualbeschwerdeverfahren, sondern bloß ein Berichtsverfahren der Mitgliedstaaten

¹² Ausschuss für wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte: Sachfragen im Zusammenhang mit der Durchführung des internationalen Paktes über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte, Allgemeine Bemerkung 12 (Zwanzigste Tagung, 1999), Das Recht auf angemessene Nahrung (Art. 11), Nr. 4.

¹³ Ausschuss für wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte: Sachfragen im Zusammenhang mit der Durchführung des internationalen Paktes über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte, Allgemeine Bemerkung 12 (Zwanzigste Tagung, 1999), Das Recht auf angemessene Nahrung (Art. 11), Nr. 6.

des WSK-Paktes vor. Dieses Verfahren wird vom UN-Ausschuss über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte durchgeführt¹⁴. Der Ausschuss besteht aus 18 Experten, die vom Wirtschafts- und Sozialrat der UN ernannt werden, die in Genf tagen und die Berichte von Mitgliedsstaaten und von Nichtregierungsorganisationen über den Stand der Verwirklichung des Menschenrechts auf Nahrung auswerten und bewerten. Er kann die Menschenrechtssituation in den jeweiligen Ländern allerdings bloß kritisieren und Empfehlungen zur besseren Verwirklichung dieses Rechts aussprechen.

Allerdings gibt es derzeit im politisch-ethischen Diskurs Anzeichen für einen Wandel im Verständnis sozialer Menschenrechte, der auch das Menschenrecht auf Nahrung betrifft.

3. Das Menschenrecht auf Nahrung im Diskurs über internationale Gerechtigkeit

Es ist in der politischen Ethik keineswegs selbstverständlich, die Frage nach der Gerechtigkeit bei internationalen Beziehungen aufzuwerfen. Die momentan noch immer einflussreichste Gerechtigkeitstheorie, diejenige des US-Amerikaners John Rawls, legt ihren Schwerpunkt auf Fragen der innerstaatlichen Gerechtigkeit und bringt das Thema der internationalen Gerechtigkeit allenfalls da ins Spiel, wo es um die Pflicht geht, Staaten und Menschen, die in Not sind, zu helfen. In der Ethik nennt man dies eine „positive" Pflicht¹⁵.

In kritischer Auseinandersetzung mit diesem klassischen gerechtigkeitstheoretischen Ansatz hat sich in jüngerer Zeit ein „global-justice"-Diskurs über die Auswirkungen internationaler Institutionen, Verträge und Abkommen auf die Versorgungssituation in den Entwicklungsländern entwickelt¹⁶. Der „global-justice"-Ansatz nimmt internationale Institutionen, Regelwerke und Beziehungen in den Blick und untersucht, ob und wenn ja, wie diese dazu beitragen, dass Menschen verarmen und an Hunger leiden. Er stellt die Gerechtigkeitsfrage – also die Frage nach dem, was zwingend zu tun oder zu lassen geboten ist – im Feld internationaler Beziehungen und Institutionen, in dem traditionellerweise vor allem die Interessen souveräner Staaten und deren mehr oder weniger diplomatischer Umgang miteinander den Handlungsrahmen abstecken.

Thomas Pogge, derzeit einer der einflussreichsten Protagonisten der so genannten „global-justice"-Diskussion, meint, dass es bei der Beseitigung von Armut und Hunger nicht in erster Linie darum geht, Armen zu helfen, sondern um die Pflicht, Strukturen abzuschaffen und Handlungen zu unterlassen, die Menschen direkt oder indirekt, z. B. vermittelt über langfristige Folgen, Schaden zufügen¹⁷. Das Gebot, anderen nicht

¹⁴ Vgl. <http://www2.ohchr.org/english/bodies/cescr/index.htm>.

¹⁵ Vgl. John Rawls: Das Recht der Völker, Berlin: De Gruyter 2002.

¹⁶ Vgl. Christian Barry und Thomas W. M. Pogge (Hg.): Global Institutions and Responsibilities: Achieving Global Justice, Oxford: Blackwell 2006. Vgl. auch Darrel Moellendorf und Thomas W. M. Pogge (Hg.): Global Justice: Seminal Essays, Global Responsibilities Vol. I, St. Paul: Paragon House 2008.

¹⁷ Vgl. Thomas W. M. Pogge: Weltarmut und Menschenrechte. Kosmopolitische Verantwortungen und Reformen, Markus Pins (Üb.), Berlin: De Gruyter 2007.

zu schaden, nennt man in der Ethik eine „negative“ Pflicht. Pogge versteht nicht nur die bürgerlichen und politischen Rechte als negative Pflichten, sondern wendet dieses Verständnis auch auf die sozialen Menschenrechte an.

Dieser Ansatz wirft ein neues Licht auf die WSK-Rechte und auf die mit ihnen verbundenen Pflichten. Die WSK-Rechte fordern Pogge zufolge nicht primär, dass sich Menschen für andere einsetzen, ihnen helfen oder sie beschützen, sondern sie zielen vor allem darauf, dass Menschen einander nicht schaden. Pogge nimmt einen moralischen Standpunkt ein, von dem aus es zwingender ist, jemanden in Ruhe zu lassen als jemandem etwas zu geben. Negative Pflichten sind stärker als positive Pflichten, d. h. sie verpflichten Menschen auf eine unmittelbare, von Voraussetzungen und Neigungen unabhängige Weise. Das Nicht-Schaden hat einen moralischen Vorrang vor dem Helfen, zumindest im westlichen, von Kant geprägten Verständnis von Moral.

Angesichts internationaler (Handels-)Ordnungen und Strukturen, durch die die Menschen in den westlichen Ländern den Menschen in den Entwicklungsländern direkt oder indirekt Schaden zufügen, begründet aber schon die minimale Pflicht, anderen nicht zu schaden, einen maximalen Reformbedarf. Machen ungerechte globale Arrangements es doch vielen Menschen unmöglich, ihre grundlegenden sozialen und ökonomischen Bedürfnisse zu befriedigen. Der Lebensstil und die Marktregeln westlicher Länder führen nicht nur dazu, dass anderen nicht geholfen wird, sondern sie schaden ihnen. Sie verstoßen also gegen ein grundlegendes und zwingendes moralisches Prinzip.

Pogge und andere wollen die sozialen Menschenrechte mit dieser Interpretation aus dem Schatten der politischen Menschenrechte herausführen und der Forderung ihrer institutionellen Verwirklichung Nachdruck verleihen¹⁸. Die „global-justice“-Diskussion setzt auf einer Ebene oberhalb der Nationalstaaten, aber unterhalb der Idee einer kosmopolitischen Ordnung an. Solange es keinen globalen Staat gibt, der allgemein verbindliche Normen durchsetzen kann, konzentriert sich die politische Phantasie auf die Reform bzw. die Entwicklung internationaler Institutionen, die auf einer mittleren Ebene für eine gerechte ökonomische und politische Zusammenarbeit eintreten können.

Indem sich die Menschenrechtspolitik bei der Umsetzung des Menschenrechts auf Nahrung von ihrer Fixierung auf die Nationalstaaten löst und internationale Abkommen und Regelungen in den Blick nimmt, erhält sie zusätzliche Impulse. Auf zwei davon möchte ich abschließend hinweisen:

Der Ansatz bei der „global justice“ führt zur kritischen Auseinandersetzung mit der Kooperation westlicher Regierungen und Unternehmen mit korrupten und gewalttätigen Regimen. So kommt beispielsweise die Frage in den Blick, wie man mit dem Grundsatz „pacta sunt servanda“ in internationalen Handelsabkommen verfahren soll, bei denen Vertragsparteien ihre Machtposition und die militärische Unterdrückung

¹⁸ Vgl. hierzu die Beiträge in Thomas W. M. Pogge (Hg.): *Freedom from Poverty as a Human Right: Who owes what to the very poor?*, (Oxford: Oxford University Press 2007).

der einheimischen Bevölkerung durch Rohstoffexporte und die Ausbeutung von Anbauflächen finanzieren. Müssen eine menschenrechtlich informierte, internationale Politik und Ökonomie nicht auch zwischen Regierungen und Bevölkerungen unterscheiden können, wenn es um faire Bedingungen und Praktiken des Wirtschaftens und des Machtgebrauchs geht?

In der menschenrechtlichen Perspektive auf die Nahrungsmittelkrise eröffnet sich ein enormer Reformbedarf bei internationalen Handelsordnungen, Abkommen und Wirtschaftsorganisationen. Dies schlägt sich zunehmend auch in Dokumenten wie den „Voluntary guidelines to support the progressive realisation of the right to adequate food in the context of national food security“ der FAO nieder¹⁹. Im Zusammenhang der neueren Debatten wurden diese freiwilligen Leitlinien, die sich zunächst ganz auf innerstaatliche Maßnahmen zur Nahrungsmittelsicherung konzentrierten, um ein Kapitel über internationale Maßnahmen und Entwicklungsperspektiven erweitert²⁰.

Der Wandel im Verständnis der sozialen Menschenrechte geht zudem mit institutionellen Reformen einher, die diese juristisch aufwerten: Unlängst hat der UN-Ausschuss über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte ein freiwilliges Zusatzprotokoll angenommen, das analog zum Verfahren bei den bürgerlichen und politischen Rechten ein individuelles Beschwerdeverfahren einzelner Bürger vor dem Menschenrechtsausschuss vorsieht²¹. Das Menschenrecht auf Nahrung steht dann hinsichtlich seines Rechtscharakters in einer Reihe mit den politischen Menschenrechten wie beispielsweise dem Recht auf Leben und dem Recht auf Gewissensfreiheit, die keinen anderen Interessen untergeordnet werden dürfen.

Die Diskrepanzen zwischen dem allgemeinen Menschenrecht auf Nahrung, der rechtlichen Situation vieler mangelernährter und hungernder Menschen in ihren jeweiligen Heimatländern und ihrer faktischen Nahrungsmittelversorgung bleiben das größte Problem eines rechtebasierten Zugangs zur Verringerung von Armut und Hunger, wie er im „global-justice“-Diskurs favorisiert wird. Um der Not hungernder Menschen willen, die jetzt Hilfe brauchen, müssen flexible Nahrungsmittelhilfen die strukturellen Reformen zur Umsetzung des Menschenrechts auf Nahrung flankieren. Institutionelle Veränderungen und direkte Hilfe können nicht gegeneinander ausgespielt werden, sondern ergänzen einander.

Der neuere Diskurs über internationale Gerechtigkeit hat mit dem Verständnis sozialer Menschenrechte als negativen, zwingenden Pflichten reicher Nationen dazu beigetragen, die Überschneidungen von eher rechtebasierten und eher karitativen Ansätzen im Kampf gegen den Hunger aufzuzeigen. Das Recht auf Nahrung steht

¹⁹ Vgl. Food and Agriculture Organisation of the United Nations (Hg.): *Voluntary guidelines to support the progressive realisation of the right to adequate food in the context of national food security*. Adopted by the 127th Session of the FAO Council, November 2004, Rom: FAO 2005.

²⁰ Vgl. dazu auch die strategischen Überlegungen der FAO, u.a. die Einrichtung eines „Global Right to Food Network“: http://www.fao.org/righttofood/strategy_en.htm.

²¹ Vgl. <http://www2.ohchr.org/english/bodies/cescr/docs/A-RES-63-117.pdf>.

und fällt demnach damit, dass Menschen auch wirklich die Lebensmittel bekommen, die sie um eines erträglichen Lebens willen brauchen. Zugleich lebt jede Form von Nahrungsmittelhilfe davon, dass Not leidende Menschen nicht bloß abgespeist werden, sondern dass sie erhalten, was ihnen zusteht.

Um gegen den Hunger auf der Welt effektiv vorzugehen, legt sich daher gegenwärtig eine dreiteilige Strategie nahe, deren einzelne Dimensionen ineinander greifen:

die Reform internationaler ökonomischer und politischer Institutionen nach der Maßgabe unteilbarer politischer und sozialer Menschenrechte,
die Umsetzung des Menschenrechts auf Nahrung in nationalen und regionalen Kontexten im Sinne eines individuellen Rechtsanspruchs auf angemessene Ernährung,
die schnelle und flexible Versorgung Not leidender Menschen mit Nahrungsmitteln und Medikamenten.

Dr. Stefan Heuser war theologischer Mitarbeiter am Lehrstuhl für Systematische Theologie in Erlangen und ist derzeit Vikar in Groß-Umstadt

Wie kommt der Hunger in die Welt?

Zeitzeichen-Gottesdienst, Ansbach, 23. November 2008

von Dr. Jürgen Bergmann

Lesung: Matthäus 25,31-46

A. Einführung:

„In zehn Jahren wird kein Mann, keine Frau und kein Kind mehr hungrig zu Bett gehen“

Abschlussdokument vom Welternährungsgipfel 1974

Das Menschenrecht auf Ernährung:

- „1) ...angemessener Lebensstandard ... einschließlich ausreichender Ernährung ...
 - 2) In Anerkennung des grundlegenden Rechts eines jeden, vor Hunger geschützt zu sein, werden die Vertragsstaaten ... die erforderlichen Maßnahmen ... durchführen ...“
- Internationaler Pakt über wirtschaftliche, soziale, und kulturelle Rechte, Artikel 11, 1966*

Unser Text geht eigentlich gar nicht auf die Frage ein, wie die Not, wie der Hunger in die Welt gekommen ist. Not und Hunger sind da – uns wird indirekt die Frage gestellt, wie wir damit umgehen. Auch dass Hunger die Menschheit immer schon quälte, brauche ich nicht ausführen. Aber mich treibt um, warum in einer Welt, die reicher ist als je zuvor, der Hunger zunimmt.

Dabei sollte ja alles besser werden. Im Jubiläumswort zur Jahrtausendwende haben sich die Vereinten Nationen auf große Ziele verständigt, die sog. Millennium Development Goals. Eines der Ziele: Anzahl der Hungernden weltweit bis zum Jahr 2015 halbieren. Von bis dato 850 Mio. auf 425 Mio. So richtig vorangekommen war man nicht, die Anstrengungen waren vielleicht zu halbherzig und die wenigen Erfolgsmeldungen lagen außerhalb der Verantwortung der UN: So verbesserten die Fortschritte in China die Statistik. Und jetzt das: innerhalb weniger Monate stieg die Anzahl der Hungernden um rund 100 Millionen.

Die Lebenswirklichkeit ist dabei von Land zu Land verschieden. Dramatisch z. B. die Entwicklung in Haiti. Dort hatte sich der Preis für Reis in einer Woche verdoppelt. In Indonesien stieg der Preis für Speiseöl um 30 %, in anderen wies der Getreidepreis die höchsten Teuerungsraten auf.

Der Trend ist überall der gleiche: Die Nahrungsmittelpreise steigen und jene Menschen, die bislang gerade noch so ihr Leben fristen konnten, leiden. Teurer heißt für sie: Hunger. Geschätzt eben 100 Millionen mehr.

B. Gründe für den weltweit wachsenden Hunger:

Was sind die Gründe dafür? Im Sinne unseres Bibeltextes werde ich auf Aspekte eingehen, die zumindest zum Teil mit uns zu tun haben.

Grund 1:

Die Nachfrage nach Nahrungsmitteln ist gestiegen, weil in einigen Schwellenländern nicht nur mehr konsumiert wird, sondern Getreide und Soja auch zur Fleischproduktion eingesetzt wird. (NB: Tierfuttererzeugung nutzt 64 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche) Dieses Verfahren der Nahrungsmittelveredelung ist für uns eine Selbstverständlichkeit. Wenn aber inzwischen Millionen von z. B. Chinesen „Fleischhunger“ entwickeln – und den auch bezahlen können – dann wird die gestiegene Nachfrage auf den internationalen Märkten spürbar. Wollten wir dieses Verhalten den Chinesen vorwerfen, müssten wir uns selbstverständlich zuerst an der eigenen Nase packen.

Und wenn die Nachfrage steigt, steigen die Preise.

Grund 2 verstärkt die relative Knappheit von Nahrungsmitteln: In einigen Regionen dieser Welt fielen die Ernten geringer aus als erwartet. Hier spielen Wetterkapriolen eine Rolle, andere sprechen bereits von Auswirkungen des Klimawandels. Unbestreitbar ist, dass die Anzahl der extremen Wettersituationen in den letzten Jahren deutlich gestiegen ist und somit die vom Menschen verursachten CO₂-Emissionen – zumindest langfristig – die Nahrungssituation verschärfen werden. Und dies ins-

besondere bei den Menschen, die den Klimawandel am wenigsten zu verantworten haben.

Grund 3 hängt mit Politik zusammen, ist also direkt menschengemacht: nationale Agrarpolitiken führen zu Verzerrungen der Märkte. So bewirkte die EU-Agrarpolitik, dass z. B. in Westafrika die lokale Geflügelproduktion fast vollständig zerstört wurde. Im April dieses Jahres wurden außerdem wieder Schweinefleisch-Export-Subventionszahlungen in der EU eingeführt, u.a. auf Druck Deutschlands.

Da wird einerseits – korrekt – gefordert, die ländliche Entwicklung als nachhaltiges Instrument der Entwicklungszusammenarbeit zu fördern, und gleichzeitig wird das Gegenteil finanziert.

Grund 4:

Der Vollständigkeit halber dürfen die gestiegenen Produktionskosten in der Landwirtschaft nicht unerwähnt bleiben: höhere Energiekosten machen sich nicht nur bei Maschinen und beim Transport bemerkbar, sondern z. B. auch bei den Düngemittelkosten.

Richtig spannend wird es aber noch einmal bei den nächsten Gründen:

Grund 5:

Deutlich beeinflusst hat die Nachfrage nach Agro-Treibstoffen den Weltmarktpreis für Nahrungsmittel (statt von „Agro-Treibstoffen“ sprechen andere lieber von Bio-Sprit, aber meist haben diese alternativen Treibstoffe nichts mit ökologischer „Bio-Produktion“ zu tun). Bereits 20 Prozent der US-Maisenernte fließen in die Ethanolgewinnung. Im Jahr 2000 waren es noch sechs Prozent gewesen. Und für eine 50-Liter-Tankfüllung eines Autos mit Agrotreibstoff würden 200 Kilogramm Mais benötigt, so Jean Ziegler, der ehem. UN-Sonderberichterstatter. Davon könne ein Mensch ein ganzes Jahr leben. Auch andere Nahrungsmittel gelangen in den „Tank“: Maniok, Palmöl, Getreide, um nur einige zu nennen.

Dieses Riesengeschäft führt in Lateinamerika zu einer (teilweise gewaltsamen) Vertreibung von Indigenen sowie von Kleinbauern z. B. in Brasilien. Ihr Land wird von Großgrundbesitzern u.a. mit Zuckerrohr bepflanzt.

Unser Mobilitätswahn lässt Menschen leiden, lässt sie hungern? Ein schauriger Gedanke.

Grund 6:

Haben die oben genannten Gründe einen klassischen Preisanstieg bei Nahrungsmitteln bewirkt, so haben Spekulationen mit Rohstoffen diesen Trend massiv verstärkt. Die Auswirkungen der Spekulation in Zahlen zu fassen ist schwierig. Klar belegbar ist jedoch das explosive Wachstum des spekulativen Handels mit Lebensmittel- und Rohstoffderivaten in den letzten Jahren. Das aktuelle Interesse am Rohstoffhandel ist nachvollziehbar: nach den Krisen in Aktien-, Immobilien- und Kreditmärkten erscheint für Spekulanten die Ertragslage beim Rohstoffhandel vergleichsweise attraktiv. Die gefühlte Knappheitssituation (von einem absolu-

ten Nahrungsmitteldefizit spricht gegenwärtig noch niemand) ermöglicht die Verstärkung des Preisanstiegs durch Spekulationen. Und dies insbesondere, wenn sich Spekulationsverhalten und Selbstverteidigungsmaßnahmen staatlicher und privater Akteure gegenseitig hochschaukeln. Sie fragen sich vielleicht: „Ist das erlaubt?“ Die Antwort: Unser Wirtschaftssystem, das Grundlage unseres Wohlstandes ist, regt geradezu zu Spekulationen auch mit Nahrungsmitteln an. Dass deshalb Millionen von Menschen verzweifeln, weil sie ihre Familien nicht mehr ernähren können, spielt keine Rolle.

Grund 7:

Und schließlich die Weltfinanzkrise: auch wenn die meisten Entwicklungsländer nicht direkt in die Finanzspekulationen einbezogen waren, so bleiben Auswirkungen auf die Lebenssituation nicht aus. Offen ist gegenwärtig allerdings noch das Ausmaß der Krise. In China gibt es bereits eine massive Entlassung von ArbeiterInnen in einzelnen Branchen.

Man spricht von einer Halbierung der Spielzeugproduktion und einer Entlassung der Hälfte der ArbeiterInnen in diesem Wirtschaftssektor. Das wird anderen Branchen – den Bereichen der mineralischen und agrarischen Rohstoffe – ähnlich gehen.

Wir wissen freilich noch nicht, in welchem Maße aus der Weltfinanzkrise eine Weltwirtschaftskrise werden wird. Nur eines ist heute schon klar: Menschen werden ihre Jobs verlieren, die in keiner Weise beteiligt waren an aberwitzigen Spekulationen. Die waren übrigens auch nicht beteiligt an realisierten Spekulationsgewinnen in Mrd.-Höhe.

(NB: Voraussichtlich reduzierter Kapitalfluss in EL. (von 900 auf 560 Mia. \$) Öffentliche Hilfgelder tendenziell weniger, evtl. absolut, sicher: relativ. Abhängig von Schuldensituation der EL.)

Zwischenfazit: kein umfassender Erklärungsansatz, warum die Armut und der Hunger in Entwicklungsländern zunehmen. Aber: Die Situation verschärft sich dramatisch und – die weltweite Hungersituation hat auch mit uns zu tun.

C. Was wir brauchen:

1. Massive Schuldenerkenntnis und Schuldbekanntnis: die Antwort der Evang.-Luth. Kirche in Bayern sowie der anderen westlichen Kirchen sind nicht deutlich genug. Wir tragen Mitverantwortung an tausendfachen Hungertoten weltweit. Die reformierte Kirche in Afrika hat bereits 1995 festgestellt: „Es ist unsere schmerzhafteste Schlussfolgerung, dass die afrikanische Realität der Armut, die durch eine ungerechte öko-nomische Weltordnung verursacht wird, nicht einfach ein ethisches Problem ist. ... Mit den Mechanismen der globalen Wirtschaft steht heute das Evangelium selbst, die gute Nachricht für die Armen auf dem Spiel.“
2. Wir brauchen eine Abkehr von der neoliberalen Wirtschaftsdoktrin: hört man den Politikern heute zu, könnte man meinen, sie wären schon immer dagegen gewesen.

Aber Achtung: ein Politikwechsel steht noch aus. Bisher hören wir reine Lippenbekenntnisse. Gefragt ist eine öko-soziale Marktwirtschaft mit klaren Richtlinien für alle.

3. Und ganz konkrete politische Forderungen:
 - Finanztransaktionssteuer
 - Ende der Steueroasen
 - Besitzverantwortung / massive Besteuerung von Besitz: neue Ansprüche an die Vermögensbesitzer (Grundgesetz Art. 14, Abs.2)
 - Gastrecht für alle ZD2
4. Und für uns als Kirche und privat:
 - Fairer Handel
 - Gerechte(re) Beschaffung
 - Ethisch-faire Geldanlagen – Aufnahme von Oikocredit-Anteilen im INIK Fonds

Schließlich:

- Wir brauchen den Mut Jesu Christi, dass wir uns nicht entmutigen lassen, wenn andere resignieren.
- Wir widersetzen uns mit ihm einer Doktrin, es gäbe keine Alternative zu einem alles beherrschenden Wirtschaftssystem.
- Wir glauben mit ihm an ein Reich, das von Liebe, Respekt und Zukunftshoffnung geprägt ist.

Dr. Jürgen Bergmann ist Leiter des Referats Entwicklung und Politik bei Mission EineWelt

Essgemeinschaften

Anziehende Vermischungen und Transformationen

von Dr. Sidney W. Mintz

Eines der interessantesten Geheimnisse, das durch bestimmte Nahrungsmittel hervorgerufen wird, liegt wohl darin, dass sie mit der Zeit Loyalität und sogar Liebe bei ihren Konsumenten erzeugen. Dies ist umso geheimnisvoller, als die gleichen Nahrungsmittel bei anderen Menschen Misstrauen, Furcht und zuweilen sogar Ekel hervorrufen können. Der Geruch von gereiftem Käse beispielsweise kann Entzücken hervorrufen – aber auch Übelkeit; der bloße Gedanke an ein großes Stück rohen Hering lässt dem einen das Wasser im Munde zusammenlaufen, bei einem anderen erzeugt er Brechreiz. Die Tatsache, dass Nahrungsmittel in hohem Maß mit Affekten verbunden sind und die besondere und spezifische Macht besitzen, anziehende oder abzustoßende Wirkungen hervorzurufen, beweist überzeugend, dass der Mensch – und nur dieser – die Fähigkeit zur Assoziation besitzt, dass das Gedächtnis eine wichtige Rolle in der Entwicklung der menschlichen Intelligenz spielt und dass die Kultur für die Selbstunterscheidung der Menschen in Gruppen und Gesellschaften von besonderer Bedeutung ist.

Das, was wir essen, hat über die meiste Zeit, seit es Menschen gibt, einen entscheidenden Einfluss darauf gehabt, wie wir uns definieren und von anderen definiert werden. Bis vor kurzem hat sich der Mensch von der Kindheit bis zum Tod von Lebensmitteln ernährt, die im Umkreis von einigen wenigen bis maximal einigen hundert Quadratkilometern erzeugt wurden. Noch in den letzten Jahrhunderten aßen die meisten Menschen überwiegend Lebensmittel, die sie kannten und die in ihrer Gegend üblich waren. Seit dem Entstehen von hierarchischen Gesellschaften mit dem Ende des Neolithikums haben die gesellschaftlich Privilegierten und Mächtigen ihre Macht zwar häufiger durch den Genuss von Erstlingsfrüchten (primeurs), Honig und besonderen Lebensmittel demonstriert, die sie als steuerliche Abgaben erhielten oder durch Handel erwarben. Die meisten Menschen lebten jedoch von dem, was lokal zur Verfügung stand – wenn sie überhaupt das Glück hatten, sich regelmäßig mit Nahrung versorgen zu können.

Die enge Verbindung von Regionalität und Nahrung lässt sich darauf zurückführen, dass die Verfahren der Nahrungsmittelgewinnung und die lokalen Nahrungsmittelressourcen unmittelbar aufeinander abgestimmt waren. Der Mensch besaß die Fähigkeit, sein täglich Brot dem Ackerboden und dem Meer abzurufen. Mit dem Aufkommen von Lebensmittelhandel und mit den Völkerwanderungen ist diese alte Verbindung zwischen der Natur und unseren Techniken der Lebensmittelproduktion mehr und mehr verloren gegangen. Darüber hinaus veränderte die vor 10 000 bis 12 000 Jahren einsetzende Land- und Viehwirtschaft die regionalen Nahrungssysteme.

Auf der Suche nach Nahrung hat der Mensch weite Reisen auf sich genommen. Ebenso reisten Nahrungsmittel an entlegene Orte – oder wurden dorthin transportiert. Ein Blick in die Antike zeigt, dass Menschen schon früh bereit waren, große Distanzen zu überwinden, um Salz zu erwerben. Auch die transpazifische Verbreitung der Süßkartoffel von der Neuen Welt in die Alte vollzog sich wahrscheinlich spätestens im 13. Jahrhundert. Aber derartige Phänomene des Transfers von Pflanzen über große Distanzen und weite Wege, die Menschen unternahmen, um begehrte Substanzen zu finden und konsumieren zu können, erreichten damals noch keine globalen Ausmaße. Erst in den letzten fünf Jahrhunderten kann, beginnend mit den Reisen Christopher Columbus', von weltumspannenden Imperien die Rede sein. Durch diese Ereignisse wurde der Transfer von Nahrungsmitteln in globalem Ausmaß entfesselt.

Die Errungenschaften des Columbus' müssen hier nicht weiter ausgeführt werden, denn ihre Bedeutung ist hinlänglich bekannt. In diese Zeit zurück reichen jedoch dauerhafte und einflussreiche Aspekte der Globalisierung von Nahrungsmitteln wie etwa die parallel von Süd nach Nord und von West nach Ost erfolgende Verbreitung von Mais in den südlichen Gegenden der Alten Welt und von Kartoffeln in den nördlichen; die Aufnahme von Paprikaschoten (*Capsicum* spp.) oder der so genannten scharfem oder pikanten Peperoni und Chili in die Küchen Chinas, Indiens sowie West- und Nordafrikas; der Eingang von süßen und pikanten Paprikaschoten und ihren Nebenprodukten (z. B. Paprika-Gewürz) sowie von Tomaten in das Lebensmittelrepertoire Süd- und Osteuropas; die Einführung von Vanille, Schokolade und Piment (*Pimenta officinalis*) in der ganzen Welt; die reziproke Verbreitung von Knollengemüse und Früchten in der Alten und Neuen Welt; oder schließlich die Versetzung von Tieren und Kulturpflanzen aus der Alten in die Neue Welt. Es ist zu betonen, dass all diese Veränderungen vor fünf Jahrhunderten initiiert wurden. Sie wurden weder durch gentechnische Modifikationen, noch durch das Verfahren des Gefriertrocknens noch Transportmöglichkeiten per Flugzeug unterstützt. Monsanto, Coca Cola und McDonald's hatten damit nichts zu tun. Die Veränderungen begannen mit den Entdeckungen des Christopher Columbus' und setzen sich seither fort.

Diese enormen Veränderungen im Verlauf der Nahrungsgeschichte haben immer wieder ein Phänomen hervorgerufen, das ich „Indigenisierung“ nenne. Ich denke dabei z. B. daran, wie die Inder Paprikaschoten in ihren Currys verwendeten, sobald sie ihnen zugänglich waren, oder wie die Iren, die Franzosen, die Deutschen und die Russen Kartoffeln verarbeiteten, oder die Italiener Tomaten, die Spanier und Ungarn Paprikagewürz (einem Veredelungsprodukt aus Paprikaschoten), die Rumänen Maismehl und so weiter und so fort. Jedes Beispiel zeigt, wie neue Zutaten oder neue Pflanzen ein neues Zuhause erhalten und wie gewöhnliche Leute – nicht Wissenschaftler in weißen Laborkitteln – diese neuen Errungenschaften in Besitz nehmen, indem sie sie innovativ und schmackhaft in den lokalen Gartenbau, ihren Speiseplan und ihr Ritual aufnehmen. Menschen „ent-exotisieren“ neue und ungewohnte Substanzen, Objekte oder Prozesse, indem sie sie in ihr Leben einpassen und in Besitz nehmen. Das ist eine anthropologische Plattitüde. Tabak, Tee, Schokolade, Kaffee und Rohrzucker – die so genannten weichen Drogen des aufsteigenden

Kapitalismus' und seine ersten Handelsgüter – wurden allesamt im Zuge ihrer Aufnahme durch den Westen transformiert.

Neu eingeführte Nahrungsmittel können also im Leben der Einwohner fremder Länder und Kulturen neu verankert werden. Gelegentlich werden sie sogar zum nationalen Repräsentationssymbol desjenigen Volkes, das sie aufnahm, als wohlschmeckend empfand und dann schließlich mit ihnen assoziiert wurde. Die angeblich alten und mystischen Verbindungen zwischen Menschen, Gegenden und Nahrungsmitteln können so neu gestaltet oder auch neu erfunden werden. Solche Prozesse spielen auch im Blick auf die Identität eine wichtige Rolle, auch und gerade wenn Menschen versuchen, ein neues Bild von sich zu entwerfen, oder wenn andere ihnen ein solches auferlegen wollen. Die Assoziation der Tomate mit dem italienischen Volk, der Kartoffel mit dem irischen, des Lauchs mit Wales, des Tees mit Großbritannien und der Tortilla mit Mexiko sind polysemisch, d. h. sie tragen mehr als eine Bedeutung in sich. In einem Fall kann die Assoziation ein Aushängeschild des Nationalstolzes sein, in einem anderen ein Instrument der Erniedrigung oder des Spotts.

Die mit dem vor 500 Jahren angebrochenen Zeitalter der Entdeckungen einhergehenden enormen Veränderungen regionaler Nahrungssysteme werden heute oft übersehen, wenn von Globalisierung die Rede ist. Es heißt, dass die derzeit vorstattgehenden Veränderungen eine andere Qualität aufweisen. Angeblich zum ersten Mal bewegen neue Kräfte große Massen von Menschen mit unglaublicher Geschwindigkeit zu fremden Orten und zerstören so lokale Bindungen. Zudem werden größere Transportmengen von Nahrungsmitteln mit höherer Geschwindigkeit als je zuvor bewegt, so dass die jahrhundertealte Verbindung von Region, Nahrung und Gruppe verschwindet. „Deterritorialisierung“, „Derealisierung“, „Dislozierung“ und andere neue Termini verweisen auf das, was wir angeblich verloren haben. Wörter wie „Region“ und „Kultur“ sind altmodisch, so heißt es, oder einfach falsch: Sie haben ihre Bedeutung verloren. Sogar unsere Klassifikationskategorien haben also ihre Eindeutigkeit verloren.

Derlei Behauptungen sind nicht durchweg falsch, aber sie sind auch nicht nur wahr. Große Menschenmassen waren bereits im 17. und 18. Jahrhundert auf Reisen. Im 19. Jahrhundert trieb die Suche nach Arbeit 100 Millionen Menschen über den Ozean. Das macht durchschnittlich eine Million Menschen pro Jahr. Es ist also eine Übertreibung, zu behaupten, die gegenwärtige Situation sei „beispiellos“. Anders wäre es, wenn die Menschen, die sich in der modernen Welt bewegen, daran gehindert würden, ihre Ernährungsgewohnheiten aufrecht zu erhalten. Historische Berichte belegen jedoch, dass derartige erzwungene Veränderungen der Gewohnheiten in den vergangenen Jahrhunderten häufiger auftraten als heute. Darüber hinaus gibt es nicht nur diejenigen, die in neue Regionen ziehen, sondern auch diejenigen, die an einem Ort bleiben. Eine Million Chinesen oder eine Million Inder ist zugegebenermaßen eine große Zahl. Sie wird jedoch relativiert, wenn die Herkunftsländer in den Blick genommen werden, deren Bevölkerung eine Milliarde oder mehr zählt.

Auch wenn die regionale Verbundenheit von Ernährungsgewohnheiten bei vielen Menschen seit den letzten Jahrzehnten weniger erkennbar ist, so trifft sie doch

für die meisten Menschen von uns noch immer zu. Viele unserer Mitmenschen reisen zwar von einem Kontinent zum anderen, gehen dienstags in ein türkisches Restaurant und mittwochs in ein italienisches. Trotzdem sagt das, was wir essen, bei den meisten Menschen noch immer etwas darüber aus, wer wir sind. Wie ein Wirbelwind präsentieren sich die Nouveau Cuisine, tropische Früchten und Wurzeln, heroische zeitgenössische Köche und Verfasser von Kochbüchern. Trotzdem war noch kein Gesellschaftsstrategie so töricht, vorzuschlagen, das Volk von Russland vom Verzehr von Schwarzbrot abzubringen und zu Reis zu bekehren, oder das Volk von China dazu zu bringen, Reis durch Schwarzbrot zu ersetzen. In den letzten Jahren wurde deutlich, dass es in der Tat einfacher zu sein scheint, das politische System dieser Länder zu verändern als die Grundnahrungsmittel ihrer Bevölkerung. Vieles ist dort in Veränderung begriffen und die Veränderungen erfolgen heute mit höherer Geschwindigkeit. Aber grundsätzlich bleibt die Welt dennoch substanzial auch unverändert.

Die meisten Menschen wachsen noch immer in einem Umfeld auf, in dem Nahrung, Kleidung und Schutz durch Bezugspersonen gewährleistet sind. Sie lernen die Sprache, die sie sprechen, über einen Zeitraum von einigen Jahren im Kontext einer Gruppe, deren Mitglieder die gleiche Sprache sprechen und die sicherlich z. T. ähnliche Weltanschauungen pflegen. Dies wird sich für die meisten Menschen nicht ändern, unabhängig davon, wie viele portugiesische und türkische Einwanderer in den Zentren westeuropäischer Städte Restaurants eröffnen oder wie viele Universitätsprofessoren die Möglichkeit haben, ihren ersten Besuch in Bellagio, Berkeley oder Neu Delhi zu feiern.

Die Speisen, die Menschen in den Gemeinschaften zu sich nehmen, in denen sie aufwachsen und zu sprechen lernen, sind gewöhnlich relativ homogen und ähneln einander. Natürlich trifft dies auf Flüchtlingslager oder auf von Hungersnöten betroffene Regionen nicht in gleicher Weise zu. Einige behaupten, dass dies auch auf die wohlhabenderen Regionen des Westens nicht zutrifft, denn mit wachsendem Einkommen sinkt die kulinarische Kompetenz und es wird zur Gewohnheit, auswärtig Essen zu gehen. Aber abgesehen von Katastrophenregionen einerseits und dem Luxusleben der Mittelklasse andererseits ist die Stabilität von Nahrungssystemen noch immer ein allgemeines Charakteristikum menschlicher Gemeinschaften. In Gesellschaften wie China, Indien, Indonesien und großen Teilen von Lateinamerika und Afrika identifizieren sich Menschen über ihre Nahrung ebenso wie über ihre Sprache, ihre Kleidung und Religion - und sie werden über diese Merkmale identifiziert. Die Lebensmittel, die ein Volk repräsentieren, verändern ihren Charakter: Indem sie als Repräsentanten eines Volkes wahrgenommen werden, erhalten sie einen besonderen Wert. Dadurch sind sie natürlich auch der Gefahr des Missbrauchs ausgesetzt und können dazu benutzt werden, diejenigen zu beleidigen, die mit ihnen assoziiert werden. So entstanden die „Frogs“ und „Krauts“ Westeuropas, die Samoyed (heute Nientisi), deren alter Name auf Russisch „Kannibalen“ bedeutet, oder die Inuit, deren früherer Name „Eskimos“ (aus der Algonkin-Sprache, gleichbedeutend wie in der Abenaki-Sprache) „das Volk, das rohes Fleisch isst“ bezeichnet. All diese Bezeichnungen wurden jeweils von außen auf die entsprechende Gruppe appliziert.

Es gibt hingegen keine schlagkräftigen Beweise dafür, dass Gruppen sich selbst derlei pejorative Namen geben.

Der vorliegende Beitrag will aber nicht nur einen Überblick über die jahrhundertealten Zusammenhänge zwischen „Essern“ und den für sie typischen oder angeblich typischen Speisen geben. Bedeutsam ist vielmehr, dass die benannte Regionalität, die einer Gruppe, die ein traditionelles Gericht in traditioneller Umgebung verzehrt, inhärent ist, einen wesentlichen Bestandteil der Idee von Kultur darstellt. Welch machtvolleres Band zwischen Person, Ort und Brauch gibt es, als die Speisen, die Menschen regelmäßig gemeinsam konsumieren? Die Nahrung wurde ursprünglich dem vertrauten Land und Meer abgewonnen. Die Verarbeitungsmethoden und Präsentationsweisen der regionalen Speisen, die besonderen benötigten Kochutensilien, die Zubereitungsmethoden, die speziellen Kreationen aus Kräutern und Gewürzen, die Art und Weise, wie die Mahlzeiten eingenommen werden - in all dem ist eine inhärente Ordnungsstruktur erkennbar. Die Lappen und ihre Rentiere oder die Nuer und ihre Rinder galten nahezu als moderne Entsprechung zu den viehtreibenden Schafhirten des Alten Testaments.

Wie aber steht es mit den nationalen Gerichten, der nationalen Küche, den kollektiven Speisen eines Volkes: italienisches Essen, französisches Essen oder - um Himmels willen - amerikanisches Essen? Gibt es derartige nationale Küchen? Spiegelt sich in ihnen ein Nationalismus wider oder widerlegen sie ihn? Ich habe an anderer Stelle die Meinung vertreten, dass es primär eigentlich nur eine regionale Küche gibt, keine nationale. Die so genannte „nationale Küche“ besteht meist nur aus künstlich zusammengestellten Gerichten regionaler Küchen, und nur so wird es dann möglich, von einer nationalen Küche, einem nationalen Geschmack, von „französischen“ oder „italienischen“ Restaurants zu sprechen.

Der Ausdruck „Nationale Küche“ kann natürlich auf unterschiedliche Weise gelesen und interpretiert werden. Eine Möglichkeit besteht darin, sie in riskanter Analogie zur Sprache zu verstehen. Bevor es die Nation gab, gab es lediglich lokale oder regionale Küchen. Die lokale Küche geht dem politischen Aufbau des Staates voraus, so wie die lokalen Dialekte der Standardisierung der nationalen Sprache vorausgehen. Für das Heraustreten eines Dialektes gegenüber anderen als die Nationalsprache lassen sich jedoch im Bereich der Nahrung und der „Küchen“ nur mangelhafte Parallelen aufweisen. Denn die Küche bei Hof mag sich u. U. an der regionalen Herkunft des Herrschers orientiert haben. Trotzdem haben vermutlich im Lauf der Zeit alle Herrschaftsgebiete Einfluss auf die höfische Küche genommen und sie geprägt. Hier lassen sich daher eindeutig keine Parallelen zur Sprache aufzeigen. Die Herrscher Frankreichs sprachen nicht abwechselnd Langue d'Oc und bretonisch, gascognisch und burgundisch, sondern die Sprache, die sie immer gesprochen hatten. Es war eine Frage der Macht, die letztlich darüber entschied, dass der Dialekt der Ile-de-France zur Grundlage der Nationalsprache wurde. Die Entwicklung einer Küche, die sich aus Regionalküchen zusammensetzt und sich zur repräsentativen Küche aller Herrschaftsgebiete innerhalb eines Staates entwickelt, ist von dem, was im Bereich der Sprache geschieht, somit deutlich unterschieden.

Die nationale Küche kann daher eine Nation auf eine Art repräsentieren, wie es der Nationalsprache nicht möglich ist. Jeder, der die regionale Küche des Elsass im Gegensatz z. B. zu der des Périgord oder der Bretagne kennt, weiß dies. Die Bewahrung der regionalen Küchen ist offensichtlich ein wichtiges Anliegen. So preisen Restaurants in Paris oft stolz die Küche einer Region an – nicht die zweier oder dreier. Die Haute (oder Grande) Cuisine distanziert sich in Frankreich gewöhnlich etwas von den regionalen Küchen. Dennoch behaupten viele Menschen, Franzosen und Nicht-Franzosen, vehement, dass es eine französische, d. h. eine nationale, Küche gibt. Darauf bestehen v. a. gute französische Restaurants im Ausland. Dies unterstreicht meine vorläufige Behauptung, dass die nationale Küche – wie eine Nationalsprache – in gewisser Weise ein politisches Konstrukt ist, das dabei ist, zu einem touristischen Artefakt zu werden.

Vielleicht besteht hier – zumindest oberflächlich – eine Ähnlichkeit zu den Vorkommnissen, die sich vor einigen Jahren in Frankreich um McDonald's ereignet haben. Einige Franzosen betrachten McDonald's als Bedrohung der indigenen Kultur in Form einer Attacke auf die regionale Küche. Die Vorstellung eines Angreifers oder Eindringlings schweißt die Gesellschaft symbolisch zu einem Kollektiv zusammen. Diese Vorstellung schafft sozusagen durch die verallgemeinernde Zuschreibung einer besonderen Identität auf den Feind eine nationale Küche. Natürlich ist nicht immer klar, wer der Feind ist, aber es gibt keinen Zweifel daran, dass es einen Feind gibt und dass dieser zu fürchten ist.

Sangmee Baks kenntnisreiche Betrachtung der koreanischen Reaktion auf McDonald's in Seoul enthält eine ähnliche Denkrichtung, auch wenn die koreanische Küche vielleicht den éclat vermissen lässt, der mit der französischen Reaktion assoziiert wird. Bak zeigt, wie die Verbreitung von McDonald's sowie seine Beliebtheit bei den Konsumenten die koreanische Bevölkerung vor ein wirkliches Dilemma stellt: Einerseits wollen sie authentisch Koreaner, andererseits wollen sie zugleich global kultiviert sein. Der Hamburger wird dem Reis gegenübergestellt; der Snack-Charakter der Mahlzeiten bei McDonald's wird als unerfreulicher Kontrast zu einer echten koreanischen Mahlzeit verstanden; die Abrechnungen pro Person werden als Gegensatz zu der Freizügigkeit eines koreanischen Gastgebers wahrgenommen usw.

Beide Beispiele – die französische wie die koreanische Reaktion – haben mit der Institution oder Ernährungsweise eines fremden Landes zu tun und werden als amerikanisch identifiziert. Die Bevölkerung ist jeweils der Ansicht, dass gemeinsame Ernährungsgewohnheiten Gemeinschaft schaffen – und dass ein davon abweichendes Essverhalten sie einander fremd werden lässt und die Menschen verändert.

Keines der erwähnten Beispiele unterstützt jedoch die Idee, dass die Essgemeinschaft („food community“) eine Ideologie bereitstellt, die die ganze moderne Nation begründet. Ich bin immer noch der Ansicht, dass das Konzept einer nationalen Essgemeinschaft eher negativ zu bewerten ist. Einige Beispiele können dies veranschaulichen: In einer kleinen peruanischen Marktgemeinde namens Sicuani trinkt die Bevölkerung traditionell ein Ponche genanntes, ungekochtes Getränk, dessen Basis Rum ist und das es in zwei Farben gibt: weiß und rot. Der authentische rote Ponche erhält seine Farbe durch die Andenkirsche guinda. Es ist üblich, rasch hintereinander

zuerst einen roten, dann einen weißen und zuletzt nochmals einen roten Ponche zu trinken. Dieser Brauch wird von den Einheimischen als „die Flagge Trinken“ (tomar la bandera) bezeichnet, denn die peruanische Flagge hat zwei rote und einen weißen Streifen. Ich kann hier nicht die umfassende Darlegung des Anthropologen Ben Orlove zur Erklärung des interessanten Brauchs wiedergeben. In Kürze ist nur festzuhalten: Der Brauch preist einerseits die charakteristischen Eigenschaften der Stadt Sicuani und die Ambitionen ihrer Einwohner und er identifiziert sie symbolisch durch die farbliche Invokation der Nationalflagge mit der Nation und dem Volk von Peru – „ein komplexes Ineinander von westlichen und nicht-westlichen Symbolen“, so Orlove. Zudem greifen die verschiedenen Dinge, für die das tomar la bandera steht, ineinander: In Sicuani scheint das Getränk zugleich die lokale und die nationale Identität zu bestätigen. Es harmonisiert die lokale und die nationale Identität miteinander, anstatt sie gegeneinander zu stellen und verdichtet ihre Darstellung in einem einzigen Getränk.

Ein anderes Beispiel ist das nationale Suppenggericht Vietnams, das Thach Giao Truong in Feldforschungen in Vietnam untersucht hat. Truong konzentriert ihre Forschungen auf die bekannte Nudelsuppe Pho, die von Vietnamesen wie Nicht-Vietnamesen allgemein als das typisch vietnamesische Gericht betrachtet wird. Sie berichtet, dass Vietnamesen aller Gesellschaftsklassen, beiderlei Geschlechts und aus allen Regionen Pho verzehren und schätzen. Obwohl die Suppe meist als Frühstück eingenommen wird, gilt sie als geeignete flüssige Nahrung für jede Tages- und Nachtzeit. Meistens wird Pho in Restaurants gegessen, da die korrekte Zubereitung der Brühe einige Stunden in Anspruch nimmt. Daher ist der Verzehr der Suppe gewöhnlich mit dem Zusammenkommen einer Gruppe außer Haus verbunden. Truong schreibt: „Statt verschiedener Schüsseln, wie sie für Mahlzeiten in Restaurants und zu Hause üblich sind, wird bei Pho jeder Person eine eigene Schale zugewiesen. Dadurch sind viele der sonst für Mahlzeiten erforderlichen Bedingungen – etwa der Erweis von hierarchischem Respekt und/oder Gunst [...] – von vornherein unnötig. Indem jeder ohne Rücksicht auf die Anforderungen des Rituals essen darf, entsteht eine größere Intimität zwischen den Teilnehmenden des gemeinsamen Mahls, da die sozialen Unterschiede weniger offensichtlich sind.“ Diese Informalität erinnert an das Trinken des Ponche in Sicuani, das ebenfalls eine sehr informelle Handlung ist, bei der die Teilnehmenden gleich sind oder sich als Gleiche behandeln.

Pho besteht traditionell aus konzentrierter Rinderbrühe mit dünnen Streifen von Rindfleisch und den charakteristischen dünnen Reisnudeln. Es gibt jedoch auch Varianten von Pho und gerade diese Tatsache ist von besonderem Interesse, denn laut Truong war Pho ursprünglich die Suppe Nord-Vietnams. Die Suppe Süd-Vietnams, Hu-thieu, hingegen war „eine Nudelsuppe mit dicken runden Reisnudeln, großen Brocken Schweinefleisch und einer öligen Brühe mit ein wenig Tomatengeschmack“ (Truong). Nach dem Zweiten Weltkrieg jedoch, vor allem um 1954, als die Einwohner Nord-Vietnams aufgrund politischer und militärischer Siege Ho Chi Minhs nach Sai Gon flohen, ersetzte Pho, die Suppe Nord-Vietnams, die bevorzugte Suppe Süd-Vietnams, Hu-thieu. Seitdem hat sich Pho zu dem Nationalgericht ganz Vietnams entwickelt. Dennoch existieren noch immer Variationen von Pho, die eindeutig dem Norden oder dem Süden zuzuordnen sind. Die Variante des Südens zeichnet sich

durch größere Stücke Rindfleisch, einen etwas abweichenden Geschmack und den Gebrauch des Geschmacksverstärkers Mononatriumglutamat aus. Hieran wird die Bedeutung der Geschichte von Pho für Essgemeinschaften erkennbar: Menschen gebrauchen die Unterschiede zwischen den Suppen als Metaphern, um vom Norden und Süden des Landes zu sprechen. Pho dient somit gleichzeitig als Symbol der Nation und des Volkes von Vietnam und als regionale Markierung, um den Norden vom Süden zu unterscheiden.

Es ist bekannt, dass Symbole einander widersprechende Bedeutungen haben können und oft interne Spannungen enthalten, die von unterschiedlichen Wertvorstellungen und Loyalitäten herrühren. Im Fall von Pho aber handelt es sich – wie im Falle des Ponche in Sicuani – um ein reduziertes oder vereinfachtes oder verdichtetes Emblem, ein Symbol der nationalen Küche, das ausgeweitet wurde, um die unaufgelöste oder unauflösbare Spannung zwischen regionalen und nationalen Loyalitäten in sich zu bergen. Truong weist darauf hin, dass Pho von Vietnamesen, die ihr Land verlassen, ausschließlich als nationales Symbol betrachtet wird; nur in Vietnam ruft die ältere, verbleibende und unterschwellige Bedeutung weiterhin den Kontrast zur nationalen Bedeutung hervor.

Ich hoffe, die Beispiele machen deutlich, welche Probleme sich stellen, wenn wir versuchen, den Zusammenhang zwischen Nahrung und nationaler Identität zu verstehen. Nahrungssysteme und nationale Küchen entwickeln sich in einem bestimmten Mikroumfeld und mit Hilfe von Verfahren, die die Einwohner für die Nahrungsgewinnung entwickeln. Im Laufe der Zeit haben Technologie und Handel diesen Zusammenhang immer mehr unterminiert. Im Gegensatz dazu sind nationale Küchen, wie auch Nationalsprachen, in vielerlei Hinsicht politische Artefakte. Meiner Meinung nach existiert eine nationale Küche vor allem auf dem Papier. Sie wird entworfen, um bestimmte touristische und politische Ziele zu erreichen. Bestimmte Nahrungsmittel oder Ernährungsweisen werden jedoch zweifellos nicht nur ausgewählt, um die eigene nationale Identität zu definieren oder um andere mit Stereotypen zu versehen. Sie können vielmehr als besonders geeignete verdichtete Symbole eines Identitätskonfliktes oder einer Spaltung hervortreten. Schwieriger zu erklären ist, warum es nur wenige Fälle gibt, in denen die Regierenden moderner Nationen ein einzelnes oder spezifisches Nahrungsmittel zur Ikone erklären. Zwar ist Reis hier ein hervorragendes Beispiel, aber meines Wissens hat z. B. der europäische Faschismus kein klares und unmissverständliches Symbol aus dem Bereich der Nahrung erwählt. Dies erscheint eigentümlich, da Nahrung und Essen derart fundamental und damit für eine symbolische Funktionalisierung besonders geeignet wären.

Ein sich ständig verkomplizierendes globales Ernährungssystem kann dazu führen, dass es immer weniger möglich, regionale Identität über die Nahrung zu definieren. Es macht jedoch keinen Sinn, die repräsentative Macht von Nahrung zu bestreiten. Einerseits ist es keineswegs sicher, dass das globale System weiter so expandieren wird wie in den letzten beiden Jahrzehnten des Wachstums. Die Mehrheit der Erdbevölkerung wird weiterhin dort leben, wo sie im Moment lebt. Andererseits wird uns die einzigartige menschliche Fähigkeit, neue Symbole zu generieren, erhalten

bleiben, ebenso wie unser universales animalisches Bedürfnis nach Nahrung. So wie die Menschen auf materieller Wirklichkeit symbolische Konstruktionen aufbauen, werden in Zukunft unvermeidbar neue Essgemeinschaften aufkommen, die durch neue Symbole gestützt werden.

Dr. Sidney W. Mintz ist Ethnologe, Doyen auf dem Feld der Kulturanthropologie der Karibik und in Deutschland bekannt durch sein Buch „Süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers“

Source: Eating Culture: The Poetics and Politics of Food, edited by Tobias Döring, Markus Heide, Susanne Mühleisen, Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2003, 19-34 (gekürzt)

„... ein spirituelles Problem“

Gedanken zu einem Stück Brot

von Waldemar Pisarski

„Brot in meiner Hand“

Ich nehme ein Stück Brot in meine Hand. Meine Finger streichen über den Boden, die Kruste, den Teig, die Porung. Ich nehme die Farben wahr, die Form, den Geruch, das Aroma. Ein Stück Menschheitsgeschichte spiegelt sich in diesem Brot. Einmal, sehr lange ist das her, zogen sie ruhelos über Land. Jäger und Sammler auf der Suche nach Nahrung. Und dann entdeckten sie das Wunder. Lange Gräser, mit einer Ähre an der Spitze, gefüllt mit Körnern. Und sie fanden heraus, dass man die Körner essen konnte. Im 7. Jahrtausend vor Christus kamen sie in Mesopotamien auf die Idee, diese Gräser selbst zu säen und zu ernten. Aus den umherziehenden Nomaden wurden sesshafte Bauern. „Ackerbau und Viehzucht“ heißt es lapidar in unseren Geschichtsbüchern.

Man erntete die Ähren, zerrieb die Körner und mischte das Ganze mit Wasser. Wenn man es auf heiße Asche oder auf einen heißen Stein legte, wurde es hart.

Ein Fladenbrot war entstanden. Bald wurde auch der Sauerteig entdeckt. Jetzt erst konnten die großen Städte der Antike entstehen. Die Zentren der Macht und der Wirtschaft und der Kultur. Es war das Brot, das die Menschen ernährte. Ohne Brot konnte man nicht mehr leben.

Die römischen Herrscher wussten, wie sie die Menschen still halten konnten. Brot brauchten sie und Spiele. Panem et circenses. Die Germanen stellten das Brot unter einen besonderen Schutz. Wehe dem, der einen Bäcker tötete. Er hatte eine dreimal so schwere Sühne zu leisten wie der Mörder eines gewöhnlichen Menschen. Brot. Kostbares Brot. Jahr für Jahr musste man sich darum bemühen. Musste dafür kämpfen. Das Backen, der Anschnitt, die Art des Hinlegens, die Aufbewahrung – nichts wurde dem Zufall überlassen. Wer Brot entweihete, wer achtlos damit umging, wurde streng bestraft. Unsere Märchen erzählen heute noch davon.

„... ein spirituelles Problem“

Heute. Eine Zeit, in der vieles auseinander fällt, in der vieles so einseitig verteilt ist. Wohlstand auf der einen, Armut auf der anderen Seite, Macht auf der einen, Machtlosigkeit auf der anderen. Eine permanente Provokation für unseren Glauben, der doch so leidenschaftlich auf Gerechtigkeit drängt. „Das Brot, das ich esse,“ sagt der russische Religionsphilosoph Wladimir Solowjow, „ist ein materielles Problem, das Brot, das meinem Nachbarn fehlt, ist ein spirituelles Problem.“ Von daher höre ich neu auf die Erzählungen der Bibel vom Hunger und von der Stillung des Hungers. Da ist zum Beispiel die „Speisung der Fünftausend“ und darin all die Momente, die auch heute noch weiter helfen. Es sind vier Stichworte: Innehalten, Mitfühlen, Teilen, die Fülle wahrnehmen..

Innehalten. Alle Evangelien beginnen mit einer Zeit der Abgeschlossenheit. Einmal zieht sich Jesus zurück (Matthäus 14 und Lukas 9), ein andermal schickt er die Jünger fort, damit sie ein wenig ruhen (Markus 6). Bei Johannes geht er mit seinen Jüngern auf einen Berg und lässt sich dort nieder (6,3). Jedes Mal ist es eine Zeit des Rückzugs und des Abstands. Heute entdecken wir dieses Moment ganz neu.

„Das Leben beginnt im Passiv“ heißt eine Meditationsweisheit. „Alles im Aus“ lautet ein Grundsatz der therapeutischen Arbeit. Gemeint ist immer dasselbe: Aus dem Schweigen heraus gestaltet sich Leben, aus der Stille heraus entfaltet sich Bewegung, aus der Atempause heraus kommt die neue Einatmung. Hier liegt ein Gegengewicht gegen jeden Aktionismus, gegen alle Oberflächlichkeit und Hektik. Ein Gegengewicht auch gegen den erhobenen Zeigefinger, der so schnell nach oben schnell, gegen all das Appellative, das so leicht von den Lippen geht. Erst einmal stille werden, aus der Geschäftigkeit heraustreten, sich aus der Betriebsamkeit lösen, schweigen und hören und lauschen und wahrnehmen. Das ist die Grundbewegung aller Spiritualität. Nur dies bewahrt uns vor Kurzatmigkeit. Nur so entsteht Tiefe, Andacht, Staunen und vielleicht auch Erschrecken.

Mitfühlen. Es bleibt nicht beim Rückzug. Aus dem Abstand, aus dem Alleinsein heraus wächst eine neue Öffnung. Empathie entsteht, Anteilnahme und Mitgefühl. Haltungen, die heute so kostbar geworden sind. Leszek Kolakowski, polnischer Philosoph, 1977 Träger des Friedenspreises des deutschen Buchhandels, spricht von

einer „Kultur der Analgetika“, der Leidbetäubung. Dazu gehört eine „Narkotisierung des Lebens“, die eigenes Leid verdrängt und verleugnet und fremdem Leid gegenüber ungerührt bleibt. Ähnlich Dorothee Sölle. Für sie ist es die Beziehungslosigkeit, die so typisch für unsere Zeit sei. Sie nennt es den „Tod am Brot allein“. Dieser Tod tritt ein, wenn andere Menschen für uns nur noch eine Quelle der Angst, der Bedrohung oder der Konkurrenz sind. Was wir brauchen ist Sympathie und nicht Apathie. Mitfühlen statt Gleichgültigkeit.

„Es jammerte ihn“ heißt es immer wieder von Jesus. Es gibt wohl kaum ein anderes Wort, das so sehr für ihn steht wie dieses. Das Volk, verschmachtet und zerstreut, jammert ihn (Matthäus 9,36). Die Hungernden jammern ihn (Matthäus 15,32), die Kranken jammern ihn (Matthäus 14,14). In den schönsten Geschichten, die er erzählt, tauchen Menschen auf, die es jammert, wenn sie Not und Kummer sehen, der Barmherzige Samariter oder der Vater des Verlorenen Sohnes. Seine Jünger nehmen dies auf. Es ist Mitgefühl, das sie bitten lässt: „Lass die Menschen doch ziehen, dass sie in die Höfe und Dörfer gehen und sich Brot kaufen.“ (Matthäus 14,36)

Teilen. Es gibt eine Auffassung von Spiritualität, die allzu sehr auf Innigkeit setzt und dort verweilt. Als ginge sie in Herzensfrömmigkeit auf. Aber die Herzensfrömmigkeit, dieses schöne alte Wort, weist über sich selbst hinaus. Weist auf Ganzheit hin, auf Verbundensein, auf Teilhabe. „Ich bin Leben, das leben will, in der Mitte von Leben, das leben will,“ sagt Albert Schweitzer angesichts der Schrecken des Ersten Weltkrieges. Es ist so ein schönes Bild in den Speisungsgeschichten, dass sich die Menschen in Gruppen lagern sollen. „Tischweise“ heißt es gar bei Matthäus. Welche Symbolik. Ja, der Tisch des Lebens ist gedeckt und daran ist Platz für alle. Dass alle satt werden, das gehört zur Leidenschaft christlicher Spiritualität.

Eine Episode aus dem Johannesevangelium regt meine Phantasie besonders an. Es ist ein Junge, der die zwei Fische und die fünf Brote dabei hat (6,9). Ich kann es mir lebhaft vorstellen: Als die Menge aufbricht, weiß er, was er zu tun hat und stopft schnell seine Taschen voll. Nur für den Fall des Falles. So läuft er mit den Menschen mit. Stunde um Stunde. Ich möchte mir nicht ausmalen, wie seine Lebensmittel ausgesehen haben, als ihn die Jünger ansprechen. Und was wohl dann in seinem Bubenherzen vor sich ging? Als er alles hergeben soll? Ist das nicht meins? Bin ich schuld daran, wenn die anderen hungrig sind? Soll ich dafür büßen, dass ich vorgesorgt habe? Faszinierend dieses kleine Wunder am Rande der großen Geschichte. Dass hier einer gegen alles Gefühl loslässt und teilt. Er hat begriffen, wer Jesus ist.

Fülle wahrnehmen. „Und sie aßen alle und wurden satt. Und sie hoben auf, was übrig geblieben war, und es waren zwölf Körbe voll.“ So endet diese Erzählung. Fülle und Überfluss. Auch dies ein so wichtiges Moment. Denn – es hätte ja auch die trockene Feststellung genügt, dass es für alle gereicht habe. Auch dies wäre ein schöner Abschluss gewesen. Aber es ist weit mehr geschehen. Zwölf Körbe sind übrig geblieben. Zwölf Körbe! Immer wieder gibt es auch diese Seite in unserem Glauben. Fülle und Überfluss. Manchmal sogar verschwenderisch.

Ich denke an Dietrich Bonhoeffer. Er kann beides festhalten, das Mitgefühl und die Freude an der Fülle. Da ist einmal die Bereitschaft, die Welt von unten her zu sehen,

„aus der Perspektive der Ausgeschalteten, Beargwöhnten, Schlechtbehandelten, Machtlosen, Unterdrückten und Verhöhnerten, kurz der Leidenden“. Aber daneben tritt die andere Perspektive: „Ich möchte von Gott nicht an den Grenzen, sondern in der Mitte, nicht in den Schwächen, sondern in der Kraft, nicht also bei Tod und Schuld, sondern im Leben und im Guten des Menschen sprechen.“

Von den Speisungsgeschichten des Neuen Testaments her haben wir keinerlei Anlass für eine verhärmte Spiritualität, für eine Fixierung auf Mangel und Defizit und Kargheit. Es ist genug für alle da. Ja, mehr als genug. Und so enthalten diese Geschichten Stationen eines Lernweges: Stille werden und wahrnehmen, mitfühlen und mitleiden, teilen, so phantasievoll und erfinderisch wie möglich teilen, und dabei entdecken, dass in Fülle vorhanden ist, was wir zum Leben brauchen. „Spiritualität ist nicht nur Aufmerksamkeit für das Unglück,“ sagt Fulbert Steffensky, „sie ist auch Wahrnehmung Gottes und seines Spiels im Glück des Menschen, in der Schönheit der Natur und im Gelingen des Lebens.“

Brot in meiner Hand

Ein Stück Brot. Was ist das schon? Ich kann es achtlos beiseite legen. Ich kann mich aber auch anreden und anstecken lassen. Kann achtsam werden für all das, was in mir und um mich herum ist. Gewiss, das tut manchmal weh, weil man empfindsam wird für Dunkelheit und Not. Aber diese Empfindsamkeit will sich in Vertrauen wandeln. Ein bewegendes Zeugnis dafür sind die Lieder von Paul Gerhardt. Er hat die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges erlebt und doch – in seinen Versen darf es jubilieren: „Ich singe dir mit Herz und Mund,/ Herr, meines Herzens Lust;/ ich sing und mach auf Erden kund,/ was mir von Dir bewusst.“ (EG 324)

Frage: Geht es angesichts der vielen Probleme, die uns so drängend berühren, nicht genau darum, darum jedenfalls vor allem: kund zu machen, was wir von Jesus wissen?

Martin Luther macht in seiner Auslegung zum „Vater unser“ einen außergewöhnlichen Vorschlag. Die Fürsten sollten in ihre Wappenschilder, diese großen Embleme der Macht und der Stärke, ein Brot aufnehmen. Zu all den Löwen also, den Adlern, den Falken oder was es sonst an Herrschaftssymbolen gibt. Ein einfaches, rundes, warmes, häusliches, mütterliches Brot.

Ich lasse meine Gedanken ein bisschen weiter spinnen. Vor mir stehen die Bilder all der großen internationalen Konferenzen, und ich stelle mir vor: Keine Fahnen, keine Hymnen, keine Ehrenformationen, kein Salutschießen, keine roten Teppiche. Stattdessen Brot. Alle bekämen ein Stück Brot in die Hand. Sie würden davon essen und – Gott gebe es – ahnen, ja mehr noch, schmecken, was das ist, Brot des Lebens. Eine spirituelle Erfahrung, eine Erinnerung daran, dass alle satt werden.

Waldemar Pisarski war Leiter der Evangelischen Erwachsenenbildung in Bayern und beantwortet die Fragen in der „Sprechstunde“ des „Evang. Sonntagsblatts für Bayern“

Zwei Arten des Teilens

von Oliver Engelen

„Wär ich nicht arm, wärest du nicht reich.“ So heißt es in einem Kinderlied. Das klingt gut, scheint plausibel – ist aber falsch. Reichtum setzt niemandes Armut voraus. Wohlstand ist kein Nullsummenspiel. Hunderte Millionen Menschen genießen heute einen weit höheren Lebensstandard als noch vor wenigen Jahrzehnten, ohne dass andere deshalb ärmer geworden sind. Die globale Wirtschaftskrise, die in den letzten Monaten die Medien beherrscht, macht Menschen ärmer, ohne dass irgendwer dadurch reicher würde. Wie ist das möglich?

Wenn wir in der „Einen Welt“ leben, in der es genug für alle gibt – und viele doch leer ausgehen, so liegt auf der Hand, was wir tun müssen: teilen. Das scheint sich tatsächlich so sehr von selbst zu verstehen, dass eine ganz wesentliche Frage dabei leicht übersehen wird: Was genau sollen wir denn teilen?

Zwei Arten des Teilens

Nehmen wir denjenigen, die viel haben, einen Teil ihres Reichtums weg und geben ihn denen, die zu wenig haben? Das wäre klassische Umverteilung von materiellen Dingen. Nur: Welches Recht haben wir eigentlich, Reichtum wegzunehmen? Und welche moralische Überlegenheit, mit der wir die Reichen davon überzeugen könnten, dass wir einen Teil ihres Besitzes umverteilen sollten? Wer genau ist außerdem reich (und soll abgeben), wer arm (und soll etwas kriegen)? Vor allem aber spricht gegen diese Art des Teilens, dass sie die Ursachen des Arm-Reich-Gegensatzes unangetastet lässt. Würden wir teilen, indem wir materielle Dinge umverteilen, so bliebe es doch auf Dauer dabei, dass die einen viel produzieren und die anderen wenig, dass vor der Umverteilung die einen es gut hätten und die anderen schlecht. Nur das materielle Ergebnis dieses Zustands würde korrigiert.

Eine andere Art des Teilens ist „radikal“, weil sie an der Wurzel, der Ursache von Armut ansetzt. Genau darum lässt sie sich aber auch schwerer ins Werk setzen als die nachträgliche Umverteilung. Bei dieser anderen Art des Teilens werden nicht in erster Linie materielle Reichtümer geteilt, sondern Chancen. Zugang zu Bildung und Öffnung von politischen Institutionen sind die wichtigsten Voraussetzungen dafür, dass Menschen in armen Ländern in die Lage versetzt werden, ihr Leben stärker selbst zu gestalten und ihre produktiven und kreativen Kräfte zu entfalten. Dasselbe gilt übrigens für arme Menschen in reichen Ländern. Damit dies gelingen kann, brauchen Menschen nicht mehr Almosen, sondern mehr Freiheit.

Falsches Teilen ist auf die Umverteilung von materiellen Dingen fixiert, übersieht die Ursachen von Armut und zementiert die schlechten Verhältnisse. Richtiges Teilen arbeitet an den Ursachen, setzt auf das Potential, das in jedem einzelnen Menschen steckt, und zielt auf Freiheit ab.

„Reform und Öffnung“ in China

Das richtige Teilen lässt sich anhand einer großen Entwicklung in China seit Ende der 1970er Jahre nachvollziehen. Die politische Führung des Landes feiert zur Zeit „30 Jahre Reform und Öffnung“. Nicht zuletzt für den Fortschritt im „Kampf gegen die Armut“ lobt Chinas Kommunistische Partei sich selbst, nicht zuletzt darauf gründet sie ihren Anspruch, weiterhin und auf Dauer die Herrschaft über das Land auszuüben, in dem ein Fünftel der Weltbevölkerung lebt.

Was genau ist vor 30 Jahren eigentlich passiert? Nach der totalen Gängelung und dem Hineinregieren in alle Lebensbereiche, das die Mao-Jahre geprägt hatte, fanden 1978 einige Regierungskader in der Provinz Anhui den Mut, die Bauern in ihrem Landkreis auf eigene Rechnung und Verantwortung wirtschaften zu lassen. Indem sie dies zuließen, riskierten sie ihr Leben: Zeitgleich bestätigte die Führung der Kommunistischen Partei unter Deng Xiaoping, dass allein die unter Mao eingeführte kollektive Wirtschaftsweise zulässig bleiben werde. Eigenverantwortung wurde erneut als kapitalistische Abirrung gebrandmarkt; wer von den maoistischen Grundsätzen abwich, musste mit dem Zorn der Partei rechnen. Reform und Öffnung, heute offiziell gefeiert, kamen damals tatsächlich von unten und wurden von der Kommunistischen Partei mit aller Macht bekämpft.

Von dieser Macht war allerdings nicht mehr viel übrig geblieben. Der Staats- und Parteiapparat war nach der Kulturrevolution und jahrelangen Fraktionskämpfen derart ausgehöhlt und geschwächt, dass der Regelverstoß in Anhui jahrelang unbemerkt bleiben konnte. Als die Parteioberen schließlich doch darauf aufmerksam wurden, hatte das Experiment schon so weit Schule gemacht und war auf so spektakuläre Weise erfolgreich, dass Deng Xiaoping es im Nachhinein legalisieren ließ und zum Vorbild für das ganze Land erklärte.

Die vorübergehende Ohnmacht des Repressionsstaates hatte den Menschen auf dem Land Freiräume eröffnet, die sie begierig nutzten. Sie konnten sich mit ihren Ideen und Fähigkeiten auf eine Weise entfalten, die der maoistische Staat jahrzehntelang unmöglich gemacht hatte. Dies ist die eigentlich Ursache für den größten Rückgang von Armut in der Geschichte der Menschheit: Innerhalb von wenigen Jahren arbeiteten sich hunderte Millionen Menschen aus eigener Kraft aus bitterer Armut heraus und erreichten einen gewissen Wohlstand. Mehr Freiheit führte unmittelbar auch zu mehr Reichtum. Ironischerweise bildete der wirtschaftliche Erfolg der Jahre nach 1978 jedoch auch die Grundlage dafür, dass der Einparteiensstaat sich wieder konsolidieren konnte. Gestiegener Wohlstand und größere Zufriedenheit der Bevölkerung verschafften dem Regime eine Atempause. Es gewann seine Handlungsfähigkeit wieder – und damit auch große Teile seiner repressiven Macht.

Ein Land, zwei Klassen

Die 1980er Jahre waren von einem breiten Wirtschaftswachstum und steigenden Lebensstandards geprägt. Schon nach wenigen Jahren hatte sich diese Dynamik allerdings erheblich abgeschwächt. In der zweiten Hälfte der 1980er Jahre stieg die Anzahl der Chinesen, die unter der offiziellen Armutsgrenze leben, schon wieder an.

Die dramatischen Erfolge in der Armutsbekämpfung konnten in den 1990er Jahren nicht fortgesetzt werden. Waren die 1980er Jahre eine Zeit des immer besseren Lebens für einen großen Teil der chinesischen Bevölkerung gewesen, so öffnete sich seitdem die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter. Eine kleine Gruppe von Menschen vor allem in den großen Städten machte weiterhin Fortschritte und wurde immer reicher, doch die Landbevölkerung wurde abgehängt und fiel immer weiter zurück.

Seit Beginn der 1990er Jahre erlebt China in gewisser Hinsicht eine Zeit des falschen Teilens: Was die Vielen durch harte Arbeit erwirtschaften, wird durch die Steuer- und Investitionspolitik des Staates zu den Wenigen umverteilt. Riesige Kapitalmengen fließen Jahr für Jahr aus dem ländlichen Raum in die Städte. Gewinner sind die Stadtbewohner, die zu einem großen Teil in staatseigenen Unternehmen arbeiten und von einer ungleich besseren Infrastruktur profitieren. Wohnungsbau, Schulen und Universitäten, Schienen- und Straßennetz, Krankenhäuser, das Rentensystem, Telekommunikation: In allen Bereichen fließen die Ressourcen zum größten Teil in die Städte. Die Masse der Bevölkerung, nach wie vor auf dem Land ansässig, zahlt dafür, bleibt von den Sozialsystemen ausgeschlossen und hat zu den vom Staat angebotenen Dienstleistungen keinen Zugang.

Wohnungen in den Städten sind moderner und besser. Stadtkinder gehen in bessere Schulen mit höher qualifizierten Lehrkräften und kleineren Lerngruppen. Es ist nicht überraschend, daß sie es viel häufiger auf die Universität schaffen als Kinder, die auf dem Land aufwachsen. Nur größere Städte sind mit dem Auto oder mit der Bahn bequem zu erreichen. Die Gesundheitsversorgung etwa in Peking oder Shanghai ist in mancher Hinsicht so gut wie in Deutschland oder den USA; für die Masse der Landbevölkerung gibt es so gut wie keine ausgebildeten Ärzte. Der Weg ins Krankenhaus ist weit; medizinische Untersuchungen, Behandlungen und Medikamente sind für die meisten Landbewohner einfach nicht erschwinglich. Ein allgemeines Rentensystem gibt es auf dem Land nicht. Fast drei Viertel der Internetanschlüsse kommen Stadtbewohnern zugute, während rund 60 % der Bevölkerung auf dem Land leben. Fast 90 % der Landbevölkerung haben keinen Internetzugang.

Der Wohlstand wird an der einen Stelle erzeugt, an der anderen verbraucht: Dies ist eine gigantische Umverteilung von Arm nach Reich, von den Bauern und Wanderarbeitern zu den Bürokraten, den staatlichen Angestellten, den Beschäftigten in den unreformierten staatseigenen Betrieben. Die Produktivität in den Staatsbetrieben ist gering, Gewinne werden kaum je erwirtschaftet, für Verluste kommen die staatseigenen Banken auf – und damit letztlich wieder die Allgemeinheit, die Masse der Bevölkerung, die man besteuern kann. Wer jedoch einen Job in einem staatseigenen Betrieb gefunden hat, genießt außer einem sicheren Einkommen zusätzliche Leistungen wie subventionierte Wohnungen, kostenlose Telefonanschlüsse oder Nutzung von Firmenwagen und kann mit 55 (Frauen) bzw. 60 Jahren (Männer) in Rente gehen. Dieses System der Umverteilung ist nicht nur ungerecht, sondern wirkt als die größte Bremse in der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung des Landes.

Was können wir tun?

Interessant ist dabei, dass beide Prozesse – das „richtige Teilen“ in den 1980ern wie das „falsche Teilen“ seit den 1990ern – weitgehend ohne die Mitwirkung anderer Länder abgelaufen sind. Wenn man sie gelassen hat, haben Chinesen sich selbst geholfen; zu Recht sind sie stolz auf den beispiellosen Rückgang der Armut in ihrem Land. An der heutigen Ausbeutung der Bevölkerungsmehrheit sind Ausländer ebenfalls nur am Rande beteiligt – auch wenn wir alle in den wirtschaftlich starken Ländern selbstverständlich von den Verhältnissen in China profitieren. Die Ursachen von Armut im internationalen Vergleich sind fast immer in den betroffenen Ländern zu finden: Nur dort werden sie sich auch beheben lassen.

Das heißt nun allerdings gerade nicht, dass die Armut in China und in anderen Ländern uns egal sein darf oder dass wir nichts dagegen machen können – im Gegenteil. Die Frage stellt sich aber, welche Art von Beitrag wir leisten können, die wir aus reichen Ländern kommen. Gewiss dient es nicht nur der Beruhigung unseres eigenen Gewissens, wenn wir für Hilfsorganisationen spenden. Gerade in der Folge von Katastrophen wie dem Taifun Nargis in Burma (Myanmar) oder dem Erdbeben in Sichuan im Mai 2008 wird finanzielle Hilfe immer notwendig sein.

Diese beiden Katastrophen haben aber auch gezeigt, wie wenig Geld und guter Wille ausreichen, wenn die Politik in den betroffenen Ländern andere Prioritäten setzt. Während das burmesische Militärregime seine Energien dafür aufwendete, die Arbeit internationaler Hilfsorganisationen zu behindern, nahm China Hilfe (vor allem in Form von Geld) aus dem Ausland gern an. Die Regierung behielt sich allerdings vor, in jedem Fall selbst zu entscheiden, wer wo welche Art von Hilfe bekam. Während in den betroffenen großen Städten schon mit dem Wiederaufbau begonnen wurde, war in manchen ländlichen Gebieten noch Wochen nach dem Erdbeben kein einziger Helfer aufgetaucht. Gleichwohl war die Reaktion der chinesischen Regierung im Vergleich zu Burma wie auch im Vergleich mit dem eigenen Verhalten in der Vergangenheit von lobenswerter Offenheit geprägt. Katastrophenhilfe aus den reichen Ländern lässt sich politisch behindern und manipulieren; sie ist trotzdem unbedingt notwendig. Aber auch der langfristige Kampf gegen Armut und Ungerechtigkeit, der bei den Ursachen ansetzt, ist ohne unsere finanzielle Unterstützung nicht zu führen.

Armut ist keine „innere Angelegenheit“

Den Armen auf dieser Welt ist jedoch nicht damit geholfen, dass wir Reichen uns weniger leisten, und auch unsere Almosen helfen ihnen nicht auf die Füße. Entwicklung zu mehr Wohlstand und Gerechtigkeit kann nur in den armen Ländern selbst stattfinden. Dass es dazu häufig nicht kommt, hat vor allem politische Ursachen. Es sind die Wenigen in den betroffenen Ländern, die den Vielen ihre Freiheit vorenthalten, sie in ihren Entfaltungsmöglichkeiten hemmen und sie von Lebenschancen ausschließen. Darauf immer wieder in aller Deutlichkeit aufmerksam zu machen kann unser wichtigster Beitrag sein.

Wenn alle „genug haben“ sollen in unserer „einen Welt“, geht es nicht um unser Geld, unsere Autos, unsere Nahrung. Es geht um unsere Solidarität. Es geht darum,

dass wir Stellung nehmen und nicht länger schweigen, während wir eine Spende überweisen. Wir sind aufgerufen, die Partei der Armen zu ergreifen, auch gegen die Regierungen in ihren Ländern. Denn Armut, Unterdrückung, Ungerechtigkeit sind niemals „innere Angelegenheiten“, in die Ausländer sich nicht einzumischen haben. Wo die Armen ihre Stimme nicht selbst erheben können, sind sie darauf angewiesen, dass wir für sie zu sprechen versuchen. Sie haben ein Recht auf unsere Einmischung.

Oliver Engelen arbeitet in der auch von Mission EineWelt unterstützten Amity Stiftung in Hongkong.

Unter dem Baum

von Thomas und Maria Kidzumba

Es ist Donnerstagsmittag, wir kommen verschwitzt und verrußt von unserem UTT-Feld nach Hause. Vor einem Jahr haben wir dieses Feld gerodet, es war überwuchert von Buschgewächsen, wir haben die Stecken und das Gras verbrannt (wohlweisend, dass es bessere Methoden als Brandrodung gibt, aber mit einer Ausrüstung von Buschmesser und Hacke praktisch unmöglich werden) und Bananenstecklinge gepflanzt.

Langsam sehen wir unseren Erfolg, die erste Bananenstaude trägt Früchte!

UTT- Under The Tree (Unter dem Baum) ist eine Organisation, die 2002 mitten im grausamen Bürgerkrieg Liberias in den Flüchtlingslagern von der luth. Kirche in Liberia gegründet wurde. Mitarbeiter wurden angelernt, die sich um die verwahten Kinder in den Lagern kümmerten. Sie organisierten die Kinder in Gruppen für Spiele und grundlegender Bildung. Zusammen mit Hilfswerken wurde der größten Not von Hunger, Kleidung und seelischer Verwahrlosung getrotzt.

In den Jahren 2003 – 2005 nach der Beendigung des Krieges und der langsamen Auflösung der Flüchtlingslager war die Frage für UTT: Wie soll es weitergehen, ist

unsere Aufgabe beendet? Die Mütter der von UTT betreuten Kinder in den Lagern gaben die Antwort: Wir brauchen UTT in unseren Dörfern, wenn wir zurückgehen! Wir wollen nie wieder Krieg haben, die Kinder sollen weiterhin lernen miteinander zu arbeiten, zu spielen und Gottes gute Botschaft zu hören, ungeachtet der Herkunft und ihrer Religion.

So wurden ca. 12 UTT-Zentren in verschiedenen luth. Gemeinden Liberias gegründet. Die Kinder trafen sich mit ihren Leitern, um zu spielen, zu tanzen, zu singen und zu trommeln. Kleine landwirtschaftliche Projekte wurden angedacht und teilweise durchgeführt, um an das normale Leben wieder hinzuführen.

Hier in Totota, dem UTT-Hauptquartier, das aus einem alten Generatorhaus besteht, haben wir sechs gering bezahlte hauptamtliche Mitarbeiter. Montags und Mittwochs steht Spiele-Nachmittag auf dem Programm: Unser Spielplatz wird geöffnet, Kartenspiele werden angeboten. Der Nachmittag endet mit einer biblischen Geschichte und einer kleinen Süßigkeit. Dienstags treffen sich offiziell die Fußballjungs, oft trainieren sie aber auch an anderen Wochentagen und kürzlich rodeten auch sie ein Feld zusammen, denn es ist oft müßig auf Spendengelder zu warten, wenn der Ball mal wieder zerplatzt ist.

Am Donnerstagvormittag helfen alle Mitarbeiter dem Gärtner auf dem Feld, auf dem unsere Koch- und Süßbananen gepflanzt sind.

Am Nachmittag spielen die Mädchen Kickball. Sie begannen jetzt ein Backprojekt, um ihren Ball zu finanzieren.

Am Freitag trifft sich die Trommel-, Drama- und Tanzgruppe. Ihre Höhepunkte waren neben Gästebegrüßungen in Totota Einsätze in Salala zur HIV/Aids-Aufklärung und ein Aufruf und Drama, um Kinder zum Schulbesuch zu motivieren.

Als wir 2007 nach Liberia kamen, um u.a. mit in die UTT-Arbeit einzusteigen, fanden wir ein Nachkriegsland vor, das uns nachdenklich machte.

Liberia ist reich an Regen und fruchtbarem Land. Trotzdem sahen wir kaum Felder, nur kleine Gärten. Über 13 Jahre waren die Menschen durch den Krieg hindurch von Hilfsorganisationen und UN versorgt worden, ein geregelter Feldanbau war kaum möglich. Versuche der Bevölkerung scheiterten, da die Ernte von den Rebellengruppen beschlagnahmt wurde. Das Vertrauen in den Frieden musste erst wieder wachsen. Die Geschäfte aber sind voll von teuren importierten Waren, die sich ein Normalbürger nicht leisten kann. Mit der Finanzkrise und dem Steigen des Reispreises wachten die Liberianer letztes Jahr auf. Viele neue Reis- und Maniokfelder entstanden. Das Angebot von Früchten und Gemüse auf den Märkten wird vielfältiger.

Der Hunger und der Kampf um Nahrungsmittel in den Kriegszeiten haben noch Nachwirkungen. Eine Reismahlzeit für getane Arbeit ist für die Menschen oft wichtiger als der Lohn. Nahrung drückt Anerkennung und Danksagung aus. Wie oft haben wir schon Kochbananen, Ananas oder Hühner geschenkt bekommen!

Die eigenverantwortliche Arbeit um das tägliche Brot hat im Land beim Großteil der Bevölkerung wieder begonnen, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, da das

Land kaum Infrastruktur hat. Die Eigenverantwortung für Kirche und Gesellschaft muss noch wachsen. Das Misstrauen zum Nächsten hat noch tiefe Wurzeln, was gemeinschaftliche Projekte oft wieder einschlafen lässt.

Hier setzt unsere Aufgabe in der UTT-Arbeit an. Als wir 2007 die Arbeit kennen lernten, war sie durch Umstrukturierung in der Kirche inaktiv geworden. Die Notwendigkeit zum Friedensdienst für die Kinder sahen die Menschen in den Gemeinden aber weiterhin als sehr dringend an.

So starteten wir mit einem teilweise neuen Team für die UTT-Zentren mit dem Ziel, zusammen zu arbeiten, um zu lernen in der Gesellschaft Verantwortung zu tragen und von Spendengeldern unabhängiger zu werden und zusammen zu spielen, um zu lernen, miteinander freundschaftlich umzugehen und sich an Regeln zu halten.

Es ist eine große Aufgabe. Oft ist es schwer, geeignete Volontär-Mitarbeiter dafür zu finden, da viele Menschen nur unzureichend eine Schule besucht haben und die Werte der Gesellschaft durch die Kriegsjahre sehr gelitten haben.

Unsere Wochenendseminare, in denen über Landwirtschaftsprojekte, Entwicklung in der Gesellschaft, Selbstreflexion unserer Arbeit, Bedeutung von Spiel bei Kindern und deren Anwendung referiert und praktiziert wurde, sind nur kleine Ansätze, dem entgegenzuwirken. Der Hunger nach Bildung ist aber sehr groß.

In den UTT-Zentren wurden letztes Jahr landwirtschaftliche Kleinprojekte durchgeführt: Anbau von Maniok, Erdnüsse, Kochbananen, Süßkartoffelblätter, Ziegen, Edoe, Mais, je nach Gebiet und Möglichkeiten.

Auch wenn UTT von einer finanziellen Unabhängigkeit noch weit entfernt ist, da die Projekte meist mit vielen Schwierigkeiten kämpfen (z. B. wurde ein großer Teil von Maniok-Knollen in Totota gestohlen, die Erdnüsse in Lofa-County hatten zu wenig Regen, der Mais in Bongmine hatte zu viel Regen, die Ziegen wurden vergiftet ...) und die Gewinnspanne sehr gering ist, hat das Zusammenarbeiten und Ringen um eine bessere Zukunft doch seinen Eigenwert.

In einem Dorf, das ca. 1 Std. Fußpfad von der Straße entfernt ist, konnten wir vermitteln, dass eine ABC-Schule entstand. Wir hoffen und beten, dass die Dorfbevölkerung diese Verantwortung nachhaltig ergreift. Auch hier soll ein Zuckerrohrprojekt helfen, diese zu finanzieren.

Liberia braucht weitgehend keine Hungerhilfe mehr, aber vor allem Hilfe zur Selbsthilfe.

Der gemeinsame Schweiß unserer UTT-Familie auf dem Feld könnte sich lohnen, wenn er dazu beiträgt, dass Menschen in einer Kirche und einer Nation nicht gegeneinander arbeiten, sondern füreinander und miteinander für eine bessere Zukunft Liberias.

Thomas Kidzumbo ist Evangelist, Maria arbeitet als Lehrerin für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Monrovia, Liberia.

Der mühsame Kampf

um das tägliche Brot, um ein würdiges Leben für viele Menschen in Zentralamerika

von *Ángel María Ibarra Turcios*

Die Maya, eines der Urvölker Meso-Amerikas, entwickelten über Jahrhunderte hinweg ein reiches kulturelles Leben. Ihr Lebensraum war von einer weiten biologischen Vielfalt geprägt. Sie pflegten, erhielten und verehrten ihn mit großem Respekt und in tiefer Harmonie als Mutter Erde. Als Göttinnen der Erde verehrten die Kuna-Völker die „Abya Yala“ und die Aymara-Völker „Pachamama“.

Lebensgrundlage der Maya war der Mais. Das gesamte Leben und die Kultur kreisten um den Anbau und die Verwertung von Mais. Über mehr als 10 Jahrhunderte hindurch bildete Mais die Grundlage des Lebens unserer Vorfahren. Dabei kultivierten und pflegten sie die wildwüchsige Maissorte Teosinte. Die Veredelung und Weiterentwicklung des Saatgutes war eine lebenswichtige Aufgabe, der sich insbesondere die Frauen widmeten, während die Männer der Jagd nachgingen. Die Maya pflegten eine sehr harmonische, in vieler Hinsicht auch religiöse Beziehung zu den Elementen, die die Göttin Pachamama darbot: Wasser, Sonne, Tiere, Pflanzen, u. a. Die Prinzipien Eigentum oder Gewinnstreben waren diesen Völkern unbekannt.

Trotz der grausamen und blutigen Epoche der spanischen Eroberung vor über 500 Jahren, trotz vieler Toter, trotz Ausbeutung und Raubbau, trotz einer totalitären spanischen Vorherrschaft hat sich die Kultur den Vereinnahmungen entgegengesetzt und ist in ihren Grundzügen erhalten geblieben. Auch und vor allem die Verehrung der Pachamama hat überlebt – wenngleich sie in synkretistischen Ritualen versteckt werden musste, um den Auflagen der Eroberer zu entsprechen.

Seit etwas mehr als einem Jahrhundert zerstören die Kolonialherrscher und ihre Nachfahren, die Kreolen, die ursprünglichen Formen gemeinschaftlichen Lebens, in denen die Menschen in diesen Regionen so lange gelebt hatten. Sie nehmen die Güter der Natur in Besitz, die ursprünglich für alle da waren, schaffen Privat- und Landbesitz; sie treiben Raubbau an nicht regenerierbaren Rohstoffen, z. B. Edelmetallen, und betrieben eine intensive Abholzung der Wälder. In unersättlicher Profitgier wurden der Gesellschaft neue Wirtschaftsmodelle auferlegt, die hauptsächlich auf Agrarexport basieren – auf Kosten der uneingeschränkten Ausbeutung der Bevölkerung wie auch der Ökosysteme.

Auf diese Weise sind in fast allen Ländern Zentralamerikas die so genannten „Bananenrepubliken“ mit ihrer „Nachtisch-Wirtschaft“ (Hauptprodukte sind Kaffee, Bananen, Edelhölzer, Kakao; danach Baumwolle, Garnelen, Zuckerrohr, Ananas) entstanden. Der Anbau dieser Güter beutet die armen Landarbeiter in extremer Weise aus und sorgt in keinsten Weise für einen funktionierenden Binnenmarkt, also für eine gute und ausreichende Versorgung der Bevölkerung. Produziert wird einzig und allein für den Export nach USA oder Europa.

Dieses Wirtschafts- und Arbeitsmarktsystem hält die große Mehrheit der mittelamerikanischen Bevölkerung klein. Die herrschende Minderheit sieht keine Notwendigkeit, der breiten Bevölkerung einen angemessenen Verdienst zuzugestehen, geschweige denn Bildungspolitik zu betreiben, oder ein vernünftiges Gesundheitssystem aufzubauen. Es gibt kein Recht auf Arbeit, kein Recht auf Nahrungssicherheit, kein Recht auf menschenwürdiges Wohnen. Folgende Aussage eines früheren Präsidenten ist kein Zufall: „... um Kaffee zu ernten, um Zuckerrohr zu schlagen oder Baumwolle auszusäen, muss man weder lesen noch schreiben können.“

Um dieses Lebensmodell aufrechtzuerhalten, wurden im zentralamerikanischen Raum repressive und antidemokratische Regierungssysteme errichtet. Das Leben der armen Bevölkerung ist bis heute nicht nur von Hunger, Ausbeutung, mangelnder Gesundheitsversorgung und fehlender Bildung geprägt. Mehr als dies wird das Leben der Menschen von Gewalt, Verstößen gegen die Menschenrechte, Repression, Verfolgung und Tod bestimmt. Trotz allem steht die Bevölkerung auf, kämpft unermüdlich um ihre Rechte, ihre Würde – einfach um ein Leben in Würde.

Die arme Bevölkerung auf dem Land überlebt diese Marginalisierung und extreme Armut nur mit Hilfe der kleinen Erträge aus privater Landwirtschaft, sowie durch die gegenseitige solidarische Unterstützung, durch Kooperativen der Volkskirche (Iglesia popular) und indem sie Naturprodukte aus dem Ökosystem für sich nutzbar macht (Wasser, Brennholz, Gemüse, Büsche, Obstgärten). Den größten Teil ihrer Nahrungsmittel kaufen diese Menschen nicht im Laden. Vielmehr ernähren sich die Menschen von Produkten, die in den Gemeinschaften selbst hergestellt oder durch Tauschhandel erworben wurden.

Diese ohnehin schwierigen Lebensumstände wurden in den sechziger und siebziger Jahren noch kritischer. Das Modell Agrarexport scheiterte, woraufhin die herrschende Minderheit die Repressionen und ihr autoritäres Herrschaftssystem forcierte – unterstützt durch die Vereinigten Staaten. Der Kommunismus und große soziale Unruhen kämpften für eine Agrarreform, die den Menschen, die diese Erde bearbeiten, das Land zu gerechten Konditionen auch wieder zurückgeben würde. Diese Konfrontationen führten zu Bürgerkriegen in Guatemala, El Salvador und Nicaragua. Sie hinterließen eine tiefe Spur von Leid und Trauer, denn zehntausende von Menschen starben oder verschwanden.

Zur gleichen Zeit, als die ländliche Bevölkerung aufgrund ihrer Forderung nach eigenem Land offen unterdrückt wurde, verlangte die Propaganda der so genannten „grünen Revolution“ von den Bauern, die bisherige uralte, von den Vorfahren weitergegebene, Anbauweise durch den Einsatz von chemischem Dünger zu ersetzen und Hybridkulturen anzupflanzen. Darüber hinaus wurden die ertragreichsten Anbaugelände für die Produktion von Agrar-Exportgütern ausgewiesen. Weniger bedeutende Anbauflächen geringerer Qualität wurden in kleinen Parzellen für den Anbau von Grundnahrungsmitteln an die Bevölkerung abgegeben. Die Mehrheit der Bauern besitzt kein eigenes Land, das sie selbst bestellen könnten; sie müssen es zu ständig steigenden Preisen pachten.

Aufgrund dieser massiven Unterdrückung auf dem Lande, aufgrund der Ausblutung der Ökosysteme – verursacht durch die ungehinderte Ausbeutung der natürlichen

Ressourcen, der Abholzung und der massiven Umweltvergiftung durch Düngemittel- und Spritzmittel-, aufgrund von Trinkwassermangel und Vernachlässigung der Landwirtschafts- und Kommunalpolitik sind noch mehr Arbeiter auf dem Lande verarmt. Die Menschen sehen sich zur Landflucht oder gar zur Auswanderung gezwungen. Heute leben etwa 30 % der Menschen in El Salvador als „Wirtschaftsflüchtlinge“ in den Vereinigten Staaten. Von dort unterstützen sie ihre Familien mit regelmäßigen Geldsendungen, die inzwischen als erhebliche nationale Deviseneinkunft die gesamte Wirtschaft stützt.

Nach Beendigung des 20 Jahre tobenden blutigen Bürgerkriegs in den 90er Jahren verfolgt die Regierung von El Salvador eine neoliberale Politik und vernachlässigt komplett die Nahrungsmittelproduktion im eigenen Land. Hier wird deutlich erkennbar: Für El Salvador ist es billiger, die notwendigen Lebensmittel im Ausland zu kaufen, als die eigenen Felder im Land zu bestellen. Gleichzeitig werden die Politik der Privatisierung der Öffentlichen Dienste sowie die der Liberalisierung der Märkte vorangetrieben. Freihandelsverträge werden unterzeichnet und in Kraft gesetzt. Im Besonderen ist hier DR-CAFTA zu erwähnen.

Dieser Prozess geht weiter: Derzeit wird ein Freihandelsvertrag mit der Europäischen Union ausgehandelt, ähnlich dem bisherigen mit den Vereinigten Staaten, der ebenso ungünstig für die zentralamerikanische Bevölkerung ausfallen wird und einzig und allein die ausländischen Unternehmen mit Sitz in Europa begünstigt, die über eben die gleichen Privilegien verfügen werden wie amerikanische Unternehmen. Aufgrund der Vereinbarungen in diesen Freihandelsverträgen können sich die ausländischen Unternehmen, die auf dem Agrarmarkt, in der Nahrungsmittelindustrie oder der Pharmazie tätig sind, der natürlichen Ressourcen – z. B. des Wassers und des Reichtums der regionalen biologischen Vielfalt, die immerhin 8 % der weltweiten biologischen Vielfalt ausmacht – ungehindert bemächtigen: Sie lassen sich Patente ausstellen und verschaffen sich gleichsam durch „Bio-Piraterie“ und unter dem Deckmantel des Rechtes auf geistiges Eigentum Recht. Dieses Vorgehen ist noch folgenswerer als das ohnehin bedenkliche Treiben der Welthandelsorganisation.

Folge dieser Politik ist, dass Zentralamerika – die einstige Wiege des Mais – und im Besonderen El Salvador heute Nahrungsmittel importieren oder gar zuständige internationale Behörden um Lebensmittellieferungen bitten muss, um die Ernährung seiner Bevölkerung sicherstellen zu können. El Salvador hat die Ernährungssicherheit seiner Bevölkerung nicht geklärt. Der größere Teil der Nahrungsspenden in Regionen, in denen aufgrund von Überschwemmungen, Dürreperioden und Erdbeben Hunger herrscht, sind gentechnisch veränderte Lebensmittel.

Die Auswirkungen globaler Probleme wie Klimawandel, Energieknappheit, steigende Lebensmittelpreise und einer Wirtschaftskrise als Resultat von Kapitalspekulationen und Finanzkrise erschweren die Ernährungspolitik zusätzlich.

Zum einen wird die Landwirtschaft in El Salvador von der Regierung vollständig vernachlässigt, zum anderen können die nationalen Lebensmittelprodukte sich nicht mit den Importen aus den Vereinigten Staaten messen lassen, weil diese in hohem Maße subventioniert sind. Die einfache Bevölkerung lebt abgeschnitten vom guten Leben, der Armut unterworfen. Ihr kärgliches Leben wird einigermaßen erträglich dank der

„Armen-Dollars“ – der finanziellen Unterstützung durch Familienangehörige aus dem Ausland, die etwa 20 % der Familien am Leben erhalten.

Nichtsdestotrotz gibt sich der größere Teil der Bevölkerung mit den Umständen nicht zufrieden, sondern versucht sich zu organisieren und zu mobilisieren. Die Menschen verlieren die Hoffnung nicht, geben den Kampf nicht auf, widerstehen im täglichen Lebenskampf. Eine Agrarreform, die das Land an die zurückgibt, die es bestellen, ist dringlicher denn je und Dreh- und Angelpunkt der Ernährungssicherheit. Der Schlüssel für eine ausreichende und gute Lebensmittelversorgung ist die Rückbesinnung auf altbewährte und tradierte Praktiken der Landwirtschaft: die Auswahl und gerechte Verteilung des natürlichen Saatgutes, die Berücksichtigung der Fruchtfolge im Anbau, der Erhalt der Artenvielfalt, der Einsatz von natürlichem, biologisch abbaubarem Dünger, biologische Schädlingsbekämpfung; der Ausschluss von chemischen Düngemittel- und Pflanzenschutzmitteln, die Ablehnung von genmanipulierten Pflanzen, die Ächtung der Bio-Piraterie und das Verbot von Patenten auf Pflanzen oder Tiere. Nur auf diesem Wege können wir dazu beitragen, eine andere Welt zu gestalten: gerecht, demokratisch, friedfertig und nachhaltig.

Dr. Angel María Ibarra Turcio, Mediziner und Präsident der Unidad Ecológica Salvadoreña (UNES), dem wichtigsten Umweltverband in El Salvador

Impressum

Herausgegeben von Mission EineWelt, Centrum für Partnerschaft, Entwicklung und Mission der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, Postfach 68, 91561 Neuendettelsau
Telefon: 09874 9-0, Fax: 09874 9-330, E-Mail: info@mission-einewelt.de

Redaktion: Dr. Claudia Jahnel, Layout: Helge Neuschwander-Lutz

Druck: Schneider-Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg
2009